

DAS MAGAZIN

Die Versehrten
Staaten
von Amerika



«Amerika ist ein grossartiger Ort für manche und ein beschissener Ort für andere.
Aber es ist der Ort, an dem ich lebe.»

EDITORIAL



«Trump tut, was er kann. Er ist nicht perfekt, aber eines sag ich Ihnen: Er kümmert sich um jeden in diesem Land und tut für uns, was er kann. Man muss diesen Mann unterstützen, hundert Prozent.»

CLIFF BROUSSARD (30), Waffenhersteller, Carencro, Louisiana

«Was es für mich bedeutet, Amerikaner zu sein? Amerika ist das Land der Freien, und diese Freiheit wurde uns nicht geschenkt, die haben wir uns verdient. Sie wurde erkämpft. Mit Waffen. Schauen Sie sich die grossen Städte wie Detroit oder New York an, die Menschen dort finden nicht, dass man eine Schusswaffe besitzen sollte. Dabei sind Grossstädte die unsichersten Orte, an denen man sein kann. Sie werden von Kriminellen mit Schusswaffen angegriffen und haben selbst keine, um sich zu schützen.»

THOR DELCAMBRE (29), Waffenhersteller, Carencro, Louisiana

Der Haupttext dieser Ausgabe (Seite 8) ist eine Zumutung. Er ist lang, er ist deprimierend, und er dreht sich um einen älteren, freudlosen Mann, der vielen Leserinnen und Lesern zuwider sein dürfte: Donald Trump. Wir aber sind der Meinung, dass es lohnenswert ist, sich dieser Zumutung auszusetzen. Denn dem Autor des Texts – George Packer, einer der wichtigsten Publizisten Amerikas – ist mit seiner akribischen und umfassenden Recherche etwas gelungen, was wenigen vor ihm gelungen ist: Er macht spür- und erlebbar, wie Trump mit Menschen im politischen Apparat umgeht, wie er Macht über sie erlangt und sie bricht. Und er legt offen, was die Folgen dieser krassen, um nicht zu sagen unmenschlichen Personalpolitik sind: Sie gehen weit über individuelle Dramen hinaus und haben dem amerikanischen Staat und seinen Institutionen massiven Schaden zugefügt.

Drei Monate vor den Wahlen sind die USA ein mehr oder weniger kaputtes Land.

Die Bilder zu dieser Ausgabe stammen von dem Schweizer Fotografenpaar Monika Fischer und Mathias Braschler. Das international erfolgreiche Duo bereiste letzten Sommer – also noch vor Corona – während hundert Tagen vierzig

Staaten, um herauszufinden, was die Trump-Ära mit gewöhnlichen Menschen gemacht hat. Die Aufnahmen von Braschler/Fischer zeigen ebenfalls ein schwer versehrtes, jedenfalls zutiefst gespaltenes Land.

Die Fotoarbeit heisst «Divided We Stand» und wird ab dem 12. September im Stapferhaus in Lenzburg ausgestellt. Parallel dazu erscheint der gleichnamige Fotoband bei Hartmann Books.

BRUNO ZIAUDDIN

- 8 Der Mobber vom Weissen Haus: Donald Trumps Bilanz. VON **GEORGE PACKER**
- 14 Die Verzweifelten Staaten von Amerika: Die Gesichter eines Landes. VON **MATHIAS BRASCHLER & MONIKA FISCHER**
- 4 **PHILIPP LOSER** Über das Vorbild USA
- 4 **NINA KUNZ** Über Ruminaton
- 5 **NIKLAUS PETER** Über Zehn Gebote und Konzeptkunst
- 6 **KROGERUS & TSCHÄPPELER** Die Sandwich-Strategie
- 7 **HANS ULRICH OBRIST** Ein Haus für Ghana
- 29 **CHRISTIAN SEILER** Suppen ohne Haar
- 30 **MAX KÜNG** Liebe Denika Kassim
- 31 **TRUDY MÜLLER-BOSSHARD** Rätsel N° 32



PHILIPP LOSER

Vorbild USA

Den Cheeseburger Royal, Nirvana, Apple-Produkte (trotz allem), Netflix, das Internet überhaupt und nicht zuletzt: unsere Verfassung. Vielleicht sollte man häufiger mit Dankbarkeit an die Vereinigten Staaten von Amerika denken. «Nordamerika gibt uns ein Vorbild, das wir nachahmen sollten», sagte der spätere Bundesrat Ulrich Ochsenbein, als er 1848 gemeinsam mit einigen anderen Männern die Schweiz und ihre erste Verfassung erfand. Die moderne Schweiz ohne Vorbild USA: undenkbar.

Der amerikanische Einfluss auf die erste Verfassung von 1848 ist hinlänglich dokumentiert, zum Beispiel in den empfehlenswerten Büchern von Rolf Holenstein. Was bisher eher unbeachtet blieb, ist, wie es danach weiterging. Die erste Verfassung der Eidgenossenschaft war zwar radikal und progressiv, gleichzeitig war sie unvollständig, fehlerhaft und ausgrenzend: Die direkte Demokratie im heutigen Sinn gab es nicht, Juden wurde die Niederlassungsfreiheit verweigert – und das waren nur zwei der offensichtlichsten Mängel.

In den 1860er-Jahren begannen verschiedene Kräfte auf eine Revision der neuen Verfassung zu drängen. Erstmals vereint wurden diese Bewegungen während des Sezessionskrieges in den USA, wie der Historiker und Alt-Nationalrat Josef Lang in seinem Buch «Demokratie in der Schweiz» zeigt. Über 300 Solidaritätsbotschaf-

ten für die Nordstaaten wurden nach dem Ende des Bürgerkriegs an Volksversammlungen verabschiedet. «Der Linken dient die Solidaritätsbewegung für die Sklavenbefreier gleichzeitig als erste Massenbewegung für die Totalrevision der Bundesverfassung», schreibt Lang. Konservative und Wirtschaftsliberale, die während des Krieges mehrheitlich die Südstaaten unterstützt hatten, konnten dagegen wenig mit den Solidaritätsbotschaften anfangen – mit dem Gerede von Menschenrechten und einer «demokratischen Republik».

In den zehn folgenden Jahren waren es die Sozialbewegungen, die sich im Ringen um eine neue Verfassung durchsetzten. Die Totalrevision von 1874 – von 63 Prozent der Schweizer Männer angenommen – war damals die fortschrittlichste Verfassung Europas, wenn nicht der ganzen Welt. Damals wurde das Gesetzesreferendum eingeführt, der Arbeiterschutz gestärkt, die Juden wurden endlich gleichgestellt (die Frauen allerdings noch nicht) und die Kantone verpflichtet, obligatorischen und kostenlosen Primarschulunterricht anzubieten.

Wiederum wäre das nicht denkbar gewesen ohne den Einfluss von aussen – ohne den Einfluss der USA. Die kleine Schweiz, egal wie eigen und sonderwegig, ist am Schluss genau das: klein. Ein Trabant in der Umlaufbahn grösserer Planeten.

Das Leitgestirn der westlichen Welt der vergangenen 150 Jahre, das waren die USA. Mit allen Vor- und Nachteilen. Denn natürlich ist der Einfluss einer solchen Kraft nicht immer positiv. Westlicher Imperialismus, militärische Hochrüstung, globale Überwachung. Amerika kann auch anders. Dass wir heute selbst in der Schweiz, dem Land des Konsenses, eine neue Dimension der Polarisierung (der Diffamierung) erleben, ist auch der überhitzten Politikultur der USA anzulasten. Der Ton, wie westliche Politiker miteinander reden: Er wird in Washington gesetzt.

Gleichzeitig sind all die positiven Einflüsse nicht verlorengegangen. Immer wieder zeigen soziale Bewegungen in den USA, dass Veränderung zum Besseren möglich ist. In der Art,

wie wir leben, in der Frage, wer an unserer Demokratie teilhaben darf.

Die aktuelle «Black Lives Matter»-Bewegung beispielsweise hat einen Sog, der auch auf einheimische Kräfte wirkt. So wurden die Frauenbewegung und die Klimajugend in der Schweiz durch das Virus zwar gebremst, aber nicht gestoppt. Auch hierzulande sind echte Veränderungen möglich. Veränderungen, die ihren Ursprung auf der Strasse nehmen. So wie damals, vor über hundert Jahren, als die Schweiz plötzlich an der Spitze der Welt stand.

PHILIPP LOSER

ist Redaktor des «Tages-Anzeigers».



LEXIKON DER GEGENWART

NINA KUNZ

Rumination

Eigentlich wollte ich eine Kolumne über das Grübeln schreiben, aber dann habe ich so lange an der Kolumne herumgegrübelt, bis sie furchtbar wurde.

Alles, was ich probierte, scheiterte – der ganze Prozess fühlte sich an, als würde ich mit Flossen an den Füssen Fussball spielen. Es war schlimm, aber es war auch lustig, denn die Message der Kolumne wäre gewesen: Grübeln bringt nichts.

Der Text hätte damit begonnen, dass ich während des Lockdowns viel allein zu Hause sass und meine Schubladen neu sortierte. Ich hätte beschrieben, wie ich in dieser Stille immer mehr in meinen Gedanken abdriftete und wie bedrohlich sich meine Wohnung nach ein paar Wochen anfühlte.

Ich hätte erzählt, dass ich mich in Fragen verlor wie: Wo führt das alles hin? Bin ich infiziert? War die Welt schon immer so? – bis mich dieses Sorgenkarussell kirre machte.

In der Psychologie nennt man dieses Verhalten «Rumination», wie ich inzwischen weiss. Das ist englisch für «Wiederkäuen». Typisch für dieses Wiederkäuen ist, dass man entweder vergangene Unglücke immer wieder hervorkramt und nach eigenen Fehlern sucht oder auf aktuellen Sorgen so lange herumkaut, bis man fast keine Luft mehr kriegt. Um herauszufinden, ob man bloss nachdenkt oder bereits grübelt, gibt es zwei Methoden: Erstens kann man sich fragen, ob die Themen, an denen man nagt, besonders vage oder gross sind (Lebe ich richtig?, Bin ich eine gute Mutter?). Wenn ja, ist die Gefahr des ziellosen Gedankenkreisens hoch. Und zweitens haben Psychologinnen und Psychologen aus Bochum einen Selbsttest entwickelt, der wie folgt funktioniert: Man beobachtet seine Gedanken zwei Minuten lang und fragt sich anschliessend: Bin ich einer Antwort näher gekommen? Habe ich etwas verstanden, was mir vorher unklar war? Geht es mir besser? Wer alle Fragen verneint, grübelt wahrscheinlich.

Während des Lockdowns habe ich diesen Selbsttest bestimmt dreimal am Tag durchgespielt, und nie konnte ich eine Frage mit Ja beantworten. Das war ernüchternd – aber zugleich dämmerte mir, dass ich eigentlich nur dann grüble, wenn ich überfordert bin. Wenn jede Sicherheit fehlt, kralle ich mich offenbar an dem fest, was mir niemand nehmen kann: meine Sorgen. Das ist verständlich, aber auch doof, denn Grübeln führt längerfristig zu Stress, Schlaflosigkeit oder noch mehr Trübsal. Nicht mit Unsicherheit umgehen zu können, ist also noch ärger als die Unsicherheit selbst.

Der Psychologe Tobias Teismann sagt, dass Menschen besonders heftig grübeln, wenn sie sich in einem Zustand «exzessiver Selbstbeobachtung» befinden – daher soll man malen, atmen, meditieren, die Gedanken als Gedanken annehmen, um da wieder rauszukommen. Als ich gestern Abend also spazieren ging, um nicht länger an

diesem Text zu grübeln, kam ich nach einigen Metern an einem Plakat vorbei, auf dem stand: *I think I think too much*. Ich deutete es als Zeichen.

NINA KUNZ ist Historikerin und Journalistin.



NIKLAUS PETER

Zehn Gebote zum Selbermachen

«Kunst ist schön, macht aber viel Arbeit.» So lautet ein (offenbar fälschlicherweise) Karl Valentin zugeschriebenes Zitat, dessen Wahrheit sich mir erschloss, als ich die Zwillinge Frank und Patrik Riklin am Werk sah. Zwar nicht live, sondern gestreamt, denn sie verstehen sich auf mediale Inszenierung. Für ihre Kunstaktion hatten sie den St. Galler Klosterplatz gewählt. Dort waren die beiden Konzeptkünstler im Juni mit Schutzbrille, Hammer und Meissel zugange, um ihre eigenen «Zehn Gebote, Teil 2» in grosse Sandsteintafeln einzuboseln. Die Welt sei «aus den Fugen geraten», sie wollten, so ihre Medieneklärung, unsere Gesellschaft zu Selbstreflexion und zur Suche nach Sinn animieren.

Nur animieren also, keine überindividuellen neuen «Zehn Gebote» sollten es sein, eine «Jekami»-Aktion gewissermassen. Man stelle sich vor, Moses hätte den am Fusse des Sinai um ein goldenes Kalb tanzenden Israeliten gesagt: «Habe da, einfach mal so als Anregung für euch, Tafeln mit Zehn Geboten mitgebracht. Dort sind Farbstifte und Papier, in einer halben Stun-

de versammeln wir uns im Kreis und tauschen aus, und dann gibts Cüpli.»

Nach dem ersten Teil in St. Gallen folgte der Kunstaktion zweiter Teil: Alle Tafeln wurden nach Zürich transportiert, eine Tonne Sandstein immerhin, und, wiederum von der Presse begleitet, im seichten Gewässer des Schanzengrabens versenkt.

Weshalb versenkt? Denn es waren ja nicht die mosaikartigen Gebote, sondern die mühevoll gemeisselten eigenen. Aufgrund des Versenkungsortes, mitten im Finanzdistrikt, hätte man nun vermuten können, dass auf den Riklin-Gebotstafeln Sätze stehen wie «Du sollst kein Geld waschen» oder «Du sollst kein Bankgeheimnis neben mir haben» oder «Lass die Finger von strukturierten Produkten». Aber nichts davon, mein Gang zum Schanzengraben brachte zutage: Auf Tafel I stand «Believe in the urgency of your thoughts» (Glaube an die Dringlichkeit deiner Gedanken) – eine Art Motivationstrainer-Allzweckspruch. Auf Tafel II dann, in meiner Übersetzung: «Vertraue dem Wahnsinn, und stell das Konventionelle infrage» – ein Gruss an die postmoderne französische Philosophie? Auf Tafel III «Break in so others can break out», wo man mit etwas Bibelkenntnis fragen mag, ob diese Einbruchs-/Ausbruchsempfehlung, wenn schon, nicht eher an der Stelle der Gebote VII (Nicht ehebrechen) oder VIII (Nicht stehlen) hätte stehen sollen. Tafel IV «Wag dich auf neues Terrain, und überrasche dich selber» und Tafel V «Create new realities and make them happen» sind vermutlich Verbeugungen vor dem Blockchain-Startup, der das Ganze finanziert hat. Die restlichen Sprüche, auch nicht tiefer schürfend, kann man am flachen Ufer des Schanzengrabens nachlesen.

Von meiner Seite dazu nur Folgendes: Verletzt diese Aktion «atheistische Gefühle», wie ein Kommentator anmerkte? Gott kommt doch gar nicht vor. Sodann: Gehört neben der physischen nicht auch etwas intellektuelle Arbeit dazu, damit Kunst auch wirklich anregend ist?

NIKLAUS PETER ist Pfarrer am Fraumünster in Zürich.

EIN HAUS FÜR GHANA

«Das Magazin» ist die wöchentliche Beilage des «Tages-Anzeigers», der «Basler Zeitung», der «Berner Zeitung» und von «Der Bund».

HERAUSGEBERIN
Tamedia Publikationen Deutschschweiz AG, Werdstrasse 21, 8004 Zürich
Verleger: Pietro Supino

REDAKTION Das Magazin
Werdstrasse 21, Postfach, 8021 Zürich
Telefon 044 248 41 11
E-Mail: redaktion@dasmagazin.ch

Chefredaktor: Finn Canonica, Bruno Ziauddin (Stv. Chefredaktor)
Redaktion: Sven Behrisch, Mikael Krogerus, Anuschka Roshani, Paula Scheidt
Artredaktion: Nathan Aebi
Bildredaktion: Dorothea Fiedler
Abschlussredaktion: Isolde Durchholz
Redaktionelle Mitarbeit: Christof Gertsch, Hannes Grassegger, Max Küng, Trudy Müller-Bosshard, Christian Seiler, Jan Christoph Wiechmann
Honorar: Marina Ambrogio-Donati

VERLAG Das Magazin
Werdstrasse 21, Postfach, 8021 Zürich
Telefon 044 248 41 11
Verlag: Marcel Tappeiner (Leitung)
Gabriela Wettstein
Goldbach Publishing AG:
Philipp Mankowski (Managing Director)
Adriano Valeri (Director Client Sales)
Sales Administration Print:
Gabriela Holenstein (Division Manager)
Anzeigen: Goldbach Publishing AG
Werdstrasse 21, Postfach, 8021 Zürich
Telefon +41 44 248 42 30
anzeigen@dasmagazin.ch
www.goldbach.com
Trägertitel:
«Tages-Anzeiger», Werdstrasse 21
Postfach, 8021 Zürich
Tel. 044 404 64 64
abo@tagesanzeiger.ch;
«Berner Zeitung», Tel. 0844 844 466
abo@bernerzeitung.ch;
«Basler Zeitung», Tel. 061 639 13 13
abo@baz.ch;
«Der Bund», Tel. 0844 385 144
abo@derbund.ch
Nachbestellung:
redaktion@dasmagazin.ch

Ombudsmann:
Ignaz Staub, Postfach 837, 6330 Cham 1
ombudsmann.tamedia@bluewin.ch

Bekanntgabe von namhaften Beteiligungen der Tamedia Publikationen Deutschschweiz AG i.S.v. Art. 322 StGB:
DZZ Druckzentrum Zürich AG, Goldbach Publishing AG, LZ Linth Zeitung AG, Tamedia Abo Services AG, Tamedia Basler Zeitung AG, Tamedia ZRZ AG, Zürcher Oberland Medien AG

Ein Angebot von Tamedia



Das Leben ihres Schöpfers hat die noch unvollendete nationale Kathedrale Ghanas bereits verändert. Sie könnte auch die Architektur des gesamten Kontinents revolutionieren.

In afrikanischen Ländern, sagte mir der Architekt David Adjaye, betrachte man eine Stadt nicht als abstrakte Struktur, auch nicht als Maschine oder wuchernde Pflanze, sondern als einen Körper. Den grossen Leib der Stadt wiederum bilden viele kleinere Einzelkörper mit ihren Gliedern, Köpfen und Organen. Das sind die Gebäude.

Adjaye, der 1966 in Tansania geboren wurde und zu den weltbekanntesten Architekten zählt, befasst sich seit Jahrzehnten mit der Architektur Afrikas. Er hat die Metropolen von fünfzig afrikanischen Staaten besucht und darüber ein grossartiges Buch publiziert, hat auch hier und da auf dem Kontinent gebaut. Doch das war alles nicht vergleichbar mit einem Auftrag, der für Architekten heute rar geworden ist: In Ghanas Hauptstadt Accra sollte er eine nationale Kathedrale mit Platz für fünftausend Besucher bauen.

Adjaye hat einen starken familiären Bezug zu Ghana – seine Eltern stammten von dort, und sein Vater gehörte zur ersten Generation von Diplomaten des Landes, das 1957 seine Unabhängigkeit erlangte. Als Diplomatensohn wuchs Adjaye in vielen verschiedenen Ländern auf, in Ägypten, im Jemen und im Libanon, bevor er nach London kam, wo er sich zunächst niederliess.

David Adjaye: African Architecture, Thames&Hudson Verlag 2016

HANS ULRICH OBRIST ist künstlerischer Direktor der Serpentine Galleries in London.

DIE SANDWICH - STRATEGIE



KROGERUS & TSCHÄPPELER

WOLLEN SIE LIEBER ZUERST DIE GUTE NACHRICHT HÖREN?

Die Psychologinnen Angela Legg und Kate Sweeny von der University of California sind dieser Umfrage der zwischenmenschlichen Kommunikation auf den Grund gegangen. Ihre Erkenntnisse:

Über 75 Prozent der Empfänger wollten zuerst die schlechte Nachricht hören.

Aber fast 70 Prozent der Überbringer wollten zuerst die gute Nachricht durchgeben.

Wir haben es also mit einer typischen Kommt-drauf-an-Situation zu tun. Hier der Sender, der den Empfänger nicht verletzen will und deshalb mit der guten Nachricht einsteigt. Dort der Empfänger, der lieber zuerst die schlechte Botschaft bekommt, um sich im Anschluss mit der guten zu trösten. Beides sind zutiefst menschliche Verhaltensweisen: Niemand überbringt gern schlechte Nachrichten. Zugleich zeigen zahlreiche Experimente, dass wir das Ende einer Nachricht am stärksten in Erinnerung behalten, weshalb wir intuitiv lieber erst das Schlechte hören und dann das Gute.

Da ist aber noch mehr, fanden die Forscherinnen heraus: Mit der Wahl der Reihenfolge können Sie das

Verhalten des Empfängers beeinflussen. Erst *good news*, dann *bad news* ist die Strategie, wenn Sie das Gegenüber zu einer Aktion motivieren wollen («Ihre Blutwerte sind in Ordnung, aber Sie haben Übergewicht»). Wir gehen mit einem schalen Gefühl aus dem Gespräch – das uns aber motiviert, etwas zu verändern. Erst *bad news*, dann *good news* wählen Sie, wenn Sie auf etwas hinweisen, aber den Empfänger nicht vergraulen wollen («Du hast wieder zugenommen, aber ich liebe dich so, wie du bist»).

Beliebt ist die erweiterte Variante, die Sandwich-Strategie: gute Nachricht, schlechte Nachricht, gute Nachricht. Die Forscherinnen stellten aber fest: Das Sandwich sieht besser aus, als es schmeckt. Entweder wir verpacken die schlechte Nachricht so lecker in Lob, dass die Kritik gar nicht richtig rüberkommt. Oder umgekehrt: Das Gegenüber durchschaut unser Lob als billige Verpackung, die die Kritik kaschieren soll.

Die gute Nachricht: Wichtiger noch als die Reihenfolge ist das Framing des Feedbacks. Hier gilt die Fünf-Schritt-Regel. Die schlechte Nachricht: Die stellen wir Ihnen erst nächste Woche vor.

MIKAEL KROGERUS ist «Magazin»-Redaktor,
ROMAN TSCHÄPPELER ist Kreativproduzent; hallo@guzo.ch

DAS MAGAZIN N° 32 – 2020

DAS MAGAZIN N° 32 – 2020 BILD: NATIONAL CATHEDRAL OF GHANA, ADJAYE ASSOCIATES

DER ZERSTÖRER

Wie Donald Trump seit bald vier Jahren die Demokratie, den Staat und dessen Institutionen beschädigt. Die erschütternde Bilanz seiner Amtszeit.

TEXT
GEORGE PACKER

Als Donald Trump sein Amt antrat, glaubten viele, der gigantische Staatsapparat, den er übernommen hatte, werde ihn dann schon in die Schranken weisen.

Der neue Präsident war ungestüm, unfassbar ignorant, geradezu ätzend unkonzentriert. Doch die Ministerialbeamten, erfahren und klug, würden sich und ihre Institutionen schützen. Sie wussten, was die Machtinstrumente waren und wie man sie einsetzte – oder wie man verhinderte, dass der Präsident sie einsetzte.

Das Weisse Haus unter Trump war chaotisch und bösartig, beispiellos in der amerikanischen Geschichte, was letztlich aber keine Rolle spielte, solange «die Erwachsenen» die Ideen des Präsidenten aussassen, seine übelsten Vorhaben vereitelten und verheerende Anweisungen, die auf seinem Schreibtisch herumlagen, diskret schubladierten.

Drei Jahre später haben die Erwachsenen den Raum verlassen (praktisch ohne ein Wort der Warnung von

sich zu geben, welche Gefahr dem Land droht), während Trump weiter im Amt ist.

James Baker, der ehemalige Chefjurist des FBI und selbst Zielscheibe von Trumps Hass auf den Staat, räumt ein, dass viele, nicht zuletzt er selbst, deshalb bereit gewesen seien, unter Trump zu arbeiten, weil sie überzeugt waren, dass sie «entweder schlauer sind als der Präsident oder ihm Paroli bieten oder die Institutionen vor ihm schützen können, weil sie die Regeln verstehen und wissen, wie der Staat funktioniert. Und dass sie diese Institutionen, die sie schätzen oder in denen sie schon einmal tätig waren, gegen die – um es vorsichtig zu formulieren – unangebrachten Aktionen des Präsidenten verteidigen können. Sie machen sich etwas vor. Trump ist ihnen Lichtjahre voraus.»

Die Erwachsenen waren zu kultiviert, als dass sie Trumps spezifische politische Talente erkannt hätten – sein Gespür für die Schwäche seiner Gegner, seine fanatische Ichbezogenheit, seine Durchsetzungsstärke, sein Beharrungsvermögen. Sie übersahen

auch den fortgeschrittenen Verfall der Republikanischen Partei, die 2016 fest entschlossen war, die Macht um jeden Preis zu erringen. Und sie verkannten die Bereitschaft vieler Amerikaner, Trumps Verachtung für demokratische Spielregeln und grundlegenden Anstand zu akzeptieren, ja sogar gut zu finden.

Es brauchte den Aufstieg eines solchen Politikers, damit die politische Klasse erkannte, dass vieles, was in Stein gemeisselt schien, auf wenig stabilen Normen beruhte, die ihrerseits stark von der öffentlichen Meinung abhingen. Dass diese Normen jetzt verschwinden, offenbart die wahre Macht des Präsidenten: Juristische Präzedenzfälle wurden mit einem Tastendruck ausgelöscht, die Unabhängigkeit der Justizbehörden vom Weissen Haus hat sich als nicht verbindlich herausgestellt, die Gewaltenteilung erwies sich bloss als Gentleman's Agreement, offenkundige Lügen waren wirksamer als solide Fakten.

All das wurde der politischen Klasse erst nach Trumps Amtsantritt klar. Aber die grösste Fehlkalkulation der

Erwachsenen war ihre Selbstüberschätzung – vor allem die Überzeugung, dass ihre Landsleute sie als Staatsdiener sahen, deren Renommee auf dem hehren Einsatz für das Wohl der Nation beruhte.

Als Trump ins Weisse Haus einzog, glaubte er, dass die Macht ihm gehört, sein rechtmässig erworbenes Eigentum ist und dass die zwei Millionen Zivilpersonen, die für ihn arbeiten, ihm absolute Loyalität schulden. Er hatte den starken Verdacht, dass einige insgeheim auf seine Vernichtung hinarbeiteten. Diese Leute musste er gefügig machen, bevor er sich seiner Macht sicher sein konnte. Das würde nicht leicht sein – der Staatsapparat hatte anderen Präsidenten widerstanden und sie überlebt.

Eine simple Ahnung hatte Trump schon immer geleitet: Menschen sind schwach. Sie haben Illusionen, sie sind machthungrig, eitel und unsicher. Man kann sie einschüchtern, bestechen oder ruinieren.

Eine Regierung besteht aus Menschen. Das war die Schwachstelle in der brillanten Vision der Gründerväter, und Trump lernte, genau dies auszunutzen. Nur ein paar Jahre, und er würde aus seiner Regierung ein Instrument machen, das er zu seinem eigenen Vorteil einsetzen konnte. Sollte er eine zweite Amtszeit bekommen, wird die amerikanische Demokratie unwiderruflichen Schaden nehmen.

Dies ist die Geschichte, wie eine grossartige Republik ihren Kompass verlor, die Integrität ihrer Strukturen einbüsste und in sich zusammenfiel – erzählt von Beamten, die unter einem anderen Präsidenten namenlos geblieben wären, die keine Öffentlichkeit suchten und, als Trump beschloss, sie zu brechen, vor existenziellen Fragen standen.

I

«WIR SIND KEINE NAZIS»

Erica Newland begann ihren Job im Justizministerium im letzten Sommer der Regierung Obama. Sie war 29 und versehen mit den höchsten Weihen der Meritokratie – Jurastudium an der Yale University und ein Praktikum bei einem der angesehensten Richter des Landes am Appellationsgericht in Washington. Sie arbeitete im Office of Legal Counsel, dem beratenden Gremium des Ministeriums, wo juristische Aspekte der Entscheidungen des Präsidenten geprüft werden, meist zugunsten des Präsidenten.

Die Abteilung hatte unter Obamas Vorgänger George W. Bush ausserordentlich weitreichende Befugnisse in Sachen Kriegsführung (einschliesslich

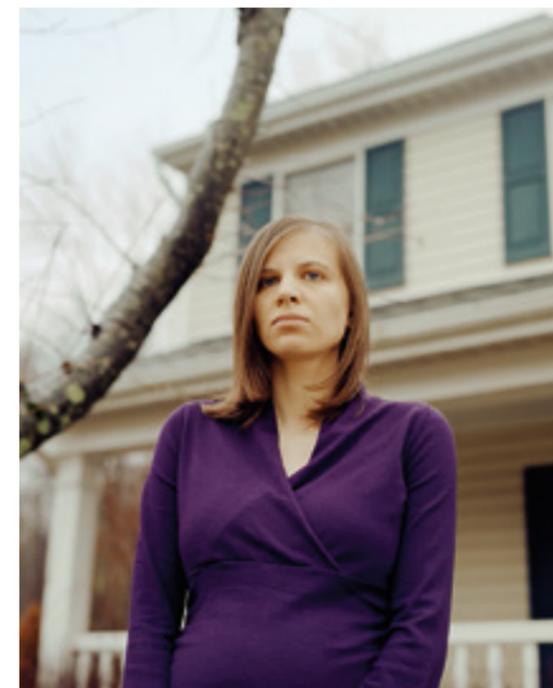
Folter) gebilligt, diese dann aber teilweise wieder kassiert.

Newland war ein libertärer Kopf und betrachtete übergrosse Befugnisse des Präsidenten mit Skepsis. Dass man sie eingestellt hatte, war ein Beweis dafür, dass im Justizministerium unter Obama abweichende Meinungen willkommen waren.

Die Wahlen im November 2016 veränderten Newland, befreiten sie in einer Weise, die ihr erst viel später klar wurde. Im Fall eines Wahlsiegs von Hillary Clinton hätte sie wahrscheinlich weitergemacht als ehrgeizige, nicht sonderlich risikofreudige Juristin mit hervorragenden Jobaussichten. Newland hätte sich bemüsstigt gefühlt, ihre neuen Chefs nicht gegen sich aufzubringen, da sich die Wege der Karrierejuristen in Washington in der Regel immer wieder kreuzen.

Ihre Zukunft würde in den Händen dieser Leute liegen, und sie wollte im Staatsdienst Karriere machen. Nach den Wahlen wurde ihr allerdings klar, dass ihre neuen Chefs sie vermutlich nicht fördern, sie möglicherweise sogar als Feindin betrachten würden.

Newland beschloss, unter Trump weiterzumachen. Ihr gefielen die



Erica Newland: Wenn sie am Morgen das Justizministerium betrat, vermied sie es, Trumps Porträt anzusehen.

Arbeit und der freundliche, respektvolle Umgang unter den rund zwanzig Berufskolleginnen und -kollegen im Ministerium.

Wie alle Ministerialbeamten hatte sie einen Eid auf die Verfassung abgelegt, nicht auf den Präsidenten, und geschworen, ihre Arbeit «korrekt und gewissenhaft» zu verrichten. Diese patriotischen Pflichten implizierten gewisse Werte, die sie davon abhielten zu kündigen. Aus ihrer Sicht machte sie das noch lange nicht zu einer Verschwörerin des *Deep State*, eines «Staates im Staat». Sie würde die Anweisungen des Präsidenten nicht blockieren, sondern nur auf der Grundlage von Fakten und Gesetz streng prüfen. Sie bezweifelte, dass jemand anderes an ihrer Stelle ähnlich handeln würde.

Nur Tage nach Trumps Amtseinführung billigte ihr neuer Chef, Curtis Gannon, der Direktor des Office of Legal Counsel, das von Trump verhängte Einreiseverbot für Personen aus sieben muslimischen Ländern. Mindestens ein Kollege fuhr an jenem Wochenende hinaus zum Washingtoner Flughafen, um dort zu protestieren. Eine Kollegin weinte den ganzen Tag hinter verschlossener Tür. Andere fanden, es sei nicht die Aufgabe von Juristen des Ministeriums, die Beweggründe des Präsidenten zu beurteilen.

Ministerialbeamte arbeiten für den Präsidenten, und eine zentrale Anforderung besteht darin, seine Anordnungen auszuführen. Wenn sie dazu nicht in der Lage sind, sollten sie kündigen. Allerdings gibt es gute Gründe, nicht wegen eines Wahlergebnisses zu gehen. Die Verwaltung nach dem Sieg der einen oder anderen Partei auszuwechseln, wäre eine Rückkehr zum alten, notorisch korrupten System der Ämterpatronage, das zum Pendleton Act von 1883 führte, mit dem der moderne, meritokratisch orientierte, politisch unabhängige Verwaltungsdienst entstand.

In Trumps erstem Jahr setzte im Justizministerium ein Exodus ein, auch in Newlands Umfeld. Einige Kollegen gingen, weil sie ehrlich überzeugt waren, nicht länger für ihren obersten Dienstherrn arbeiten zu können, dessen impulsive Tweets (zu The-

men wie dem Ausschluss von Transgender-Personen aus der Armee) sie rechtfertigen mussten, aber ihre Gründe behielten die meisten für sich. Fast jede Erwägung – Jobchancen, Beziehungen zu alten Kollegen, die traditionelle Anonymität von Karrierebeamten – steht einem aufrichtigen Abschied entgegen.

Newland war nicht mit dem Einreiseverbot befasst. Vielleicht konnte sie deswegen an der Vorstellung festhalten, dass sie einiges werde erreichen können, wenn sie bliebe. Sie war der Nation, der Verfassung verpflichtet. Sie würde die Glaubwürdigkeit des Justizministeriums verteidigen. In diesem ersten Jahr stellte sie fest, dass ihre Schriftsätze und Argumente etwas bewirkten.

‡

Im zweiten Jahr verschlechterte sich die Lage jedoch. Es schien, als hätte die Abteilung fast nur noch mit Einschränkungen der Rechte ausländischer Staatsbürger zu tun. Es wurde kaum mehr offen diskutiert. Die politischen Beamten in der Führungsebene, die anfänglich durchaus Zweifel an der Rechtmässigkeit bestimmter Massnahmen geäussert hatten, waren nun häufiger bereit, Verständnis für den Präsidenten aufzubringen, seine Märchen im Zweifelsfall durchgehen zu lassen.

Unter Karrierebeamten setzte die Angst ein. Sie sahen, was Kollegen im FBI passierte, die sich während der Ermittlungen zur russischen Einmischung in den US-Wahlkampf gegen Trump gestellt hatten – ruinierte Karrieren und Reputationen. Wer Zugang zu klassifizierten Informationen hatte, der verzichtete auf kritische Anmerkungen oder auch nur einen spöttischen Gesichtsausdruck, denn die Sicherheitsfreigabe wurde rasch widerrufen.

Steven Engel, der neu ernannte Abteilungsleiter, war ein loyaler Trumpist, der Entscheidungen traf, ohne seine Mitarbeiter gross zu konsultieren. Newlands Kollegen sahen immer weniger Grund, Argumente vorzubringen, von denen bereits allgemein bekannt war, dass sie zurückgewiesen werden würden. Man hielt lieber den Mund.

Im Mai 2018 machte sich Newland mit dem Ausdruck einer Pressemitteilung des Weissen Hauses auf den Weg in die Kantine. Titel der Pressemitteilung: «Was Sie über die gewalttätigen Tiere vom MS-13 wissen müssen.» Bei einer Besprechung über mittelamerikanische Banden ein paar Tage zuvor hatte Trump die Bezeichnung *animals* für illegale Einwanderer verwendet, und trotz Kritik beharrte das Weisse Haus auf dieser Formulierung. Zehnmals tauchte das Wort «Tiere» in der knappen Erklärung auf. Erica Newland wollte von ihren Kollegen wissen, was sie davon hielten.

Acht Juristen sass am Tisch, allesamt Karrierebeamte, die politischen Beamten waren noch nicht erschienen. Newland reichte den Ausdruck einem Kollegen, der ihr das Papier sofort zurückgab, als wollte er nicht damit gesehen werden. Sie legte das Papier einsehbar auf den Tisch, woraufhin ein anderer Kollege es umdrehte, als wollte er Newland beschützen. «Wenn Steve reinkommt...»

Newland drehte das Papier wieder um. «Es ist eine Presseerklärung des Weissen Hauses, und ich würde gern erläutern, was mir daran Kopfschmerzen bereitet.» Ihre Kollegen reagierten verlegen, bald verstummte das Gespräch. Kollegen, die Newlands Entsetzen im privaten Gespräch geteilt hatten, sagten kein Wort. Das war das letzte Mal, dass sie sich mit ihnen während der Mittagspause traf.

Niemand riskierte, entlassen zu werden. Niemand wollte Ziel eines Trump'schen Tweets werden. Man handelte sich eventuell eine mittelmässige Beurteilung ein oder eine abfällige Bemerkung des Präsidenten. «Es herrschte der Eindruck vor, dass es sich nicht lohnt, seine Meinung zu sagen», erzählte Newland in unserem Gespräch. «Keiner hätte das sinnvoll gefunden. Man konnte nicht darüber sprechen. Und wenn man die ganze Abteilungsgegen sich aufbringt, wird man anderswo keinen Job mehr finden.»

Newland hatte keine Freude mehr an ihrer Arbeit. In der Eingangshalle des Justizministeriums an der Pennsylvania Avenue, unweit des Weissen Hauses, musste sie jeweils unter einem grossen Porträt des Präsidenten vorbeigehen. Jeden Morgen vermied sie es, dieses Bild anzusehen. Oder sie nahm

einen Seiteneingang, um dem Gesicht des Präsidenten aus dem Weg zu gehen. Nachts schlief sie schlecht, von Selbstzweifeln geplagt. Hätte sie bei einer juristischen Frage resoluter sein müssen? Sollte sie noch einmal mit ihren Kollegen sprechen? Wie konnte sie mit der Brutalität und dem Fanatismus der Exekutivanweisungen und Vorschläge leben, die über ihren Schreibtisch gingen?

Sie war wütend, fühlte sich elend, ihre Freunde drängten sie, den Job hinzuschmeissen. Sie suchte weiter nach Gründen, um zu bleiben: die Sorge, wer ihre Stelle übernehmen würde; die Entschlossenheit, nicht während einer Krise von Bord zu gehen; ein gewisser Patriotismus. Fast das ganze Jahr 2018 redete sie sich ein, sie könne doch noch etwas erreichen, wenn sie blieb.

‡

Im April 1968 veröffentlichte James C. Thomson, Asienexperte unter Kennedy und Johnson, den Artikel «How Could Vietnam Happen? An Autopsy». Als einen Grund für den Krieg führte Thomson unter anderem die «Wirksamkeitsfälle» an – die unter Beamten verbreitete Ansicht, dass man gut beraten sei, den Status quo zu akzeptieren. «Die Neigung, in Gegenwart bedeutender Männer zu schweigen oder nachzugeben – in dieser Sache einzulenken, um dann später etwas bewirken zu können –, ist überwältigend», schrieb Thomson. Die Falle ist verführerisch, weil sie prinzipienfeste Entschlossenheit suggeriert, nicht etwa Feigheit. Der Wunsch, «etwas bewirken zu können», führt dazu, dass man bei der Stange bleibt.

Angesichts der Fülle von Exekutivanordnungen und anderen zu bearbeitenden Anfragen, die sich in der Abteilung türmten, etliche von zweifelhaf-

ter Legalität, machte es sich einer von Newlands Chefs zur Gewohnheit zu sagen: «Wir folgen einfach den Anweisungen.» Er meinte das völlig ironiefrei, als wollte er klarstellen: «Wir tun nur unsere Pflicht.» Als er das wieder einmal zu Newland sagte und sie ihm einen Blick zuwarf, fügte er hinzu: «Ich weiss, das haben die Nazis auch gesagt. Aber wir sind keine Nazis.»

«Der Präsident hat gesagt, dass einige von ihnen sehr anständige Leute waren», entgegnete Newland.

«Minister Sessions hat das niemals gesagt», erwiderte der Vorgesetzte. «Steve [Engel] hat das nie gesagt und ich auch nicht. Wir sind keine Nazis.»

Dass sie einen solchen Dialog mit einem Vorgesetzten führen konnte, schien ein Grund mehr zu sein, nicht aufzugeben. Aber Newland, eine Jüdin, fragte sich manchmal: Wenn sie und ihre Kollegen in Deutschland in den 1930ern Beamte gewesen wären, wie hätten sie sich am Arbeitsplatz verhalten? Es gab die Ideologen, die wahren Gläubigen. Es gab die Opportunisten, die den Mund hielten, weil sie Karriere machen wollten. Und es gab ein paar Leute, die im Verborgenen Widerstand leisteten. Aber viele passten sich an, weil sie überleben wollten.

«Ich glaube, ich weiss, wie ich mich verhalten hätte», sagte mir Newland. «Nach der Machtergreifung der Nazis wäre ich zunächst im Dienst geblieben und später emigriert.» Sie glaubt, sie wäre eine jener Beamten gewesen, die sich für Einschränkungen bei den Nürnberger Rassengesetzen engagiert hätten, dass also etwa «Halbjuden» weiterhin die deutsche Staatsangehörigkeit behalten konnten. Das wäre vermutlich besser als nichts gewesen und hätte ihre anfängliche Tätigkeit für das Regime gerechtfertigt.

Erica Newland und ihre Kollegen schützten Trump vor seinen eigenen

Lügen. Mithilfe juristischer Expertise konnten sie seine falschen Behauptungen und Argumente so zurechtbiegen, dass die Exekutivanordnungen mit der Verfassung vereinbar waren. Als sie las, dass die Produzenten von «The Apprentice» einige Episoden hatten bearbeiten müssen, damit Trumps Entscheidungen den Anschein von Kohärenz vermittelten, wurde ihr klar, dass die Juristen in ihrer Abteilung etwas Ähnliches taten. Loyalität gegenüber dem Präsidenten wurde mit Legalität gleichgesetzt.

«Es gab wenig Respekt für die anderen Ministerien – nicht für die unteren Gerichte, nicht für den Kongress und ganz bestimmt nicht für die Beamenschaft, für Professionalität, für Fakten oder Wahrheit», sagte Newland. «Das richtige Wort dafür ist «Korruption». Korrupt ist man auch, wenn kein Geld im Spiel ist. Man missachtet seinen Dienst.»

Im Herbst 2018 erfuhr Newland, dass sie und fünf Kollegen für ihre Arbeit an den Exekutivanordnungen eine Auszeichnung des Justizministers erhalten sollten. Bei dieser Nachricht drehte sich ihr der Magen um. In der Abteilung ging man vermutlich davon aus, dass sie sich geehrt fühle. Sie fand es erstaunlich, wie sehr sich alle an die Praxis der Regierung gewöhnt hatten. Aber sie ahnte auch, dass Karrierejuristen benutzt wurden, um das Einreiseverbot und andere Massnahmen zu rechtfertigen – zumindest würde man die Auszeichnung so interpretieren. Newland und ein Kollege blieben schliesslich der Zeremonie vom 24. Oktober fern.

Am 27. Oktober tötete ein antisemitischer Extremist elf Menschen in einer Synagoge in Pittsburgh. Vor seiner Tat hatte er in sozialen Medien behauptet, dass «Invasoren» mit der Hilfe jüdischer Organisationen über die Grenze in die Vereinigten Staaten kämen. In derselben Woche arbeitete die Rechtsabteilung an einer Anweisung, wonach als Reaktion auf die «Bedrohung» durch eine Flüchtlingskarawane aus Zentralamerika, die durch Mexiko nordwärts zog, einstweilen keine Asylgesuche an der Grenze mehr angenommen würden. Newland, die sich in die Opfer des Anschlags hineinverset-

Erica Newland und ihre Kollegen schützten Trump vor seinen eigenen Lügen. «Das richtige Wort dafür ist «Korruption»», sagt sie.

zen konnte, hatte das Gefühl, dass durch die Arbeit ihrer Abteilung eine Rhetorik sanktioniert wurde, die einen Massenmörder inspiriert hatte.

Drei Tage später reichte sie ihre Kündigung ein. An Thanksgiving war sie bereits nicht mehr im Ministerium. Im neuen Jahr nahm sie ihre Arbeit für eine NGO namens Protect Democracy auf.

Das Asylverbot war die letzte Amtshandlung von Justizminister Jeff Sessions. Unmittelbar nach den Midterm-Wahlen wurde er von Präsident Trump entlassen. Newland hatte den Eindruck, dass Sessions (der sich wegen Befangenheit aus den Russland-Ermittlungen herausgehalten hatte, weil er als Berater in Trumps Wahlkampfteam mit russischen Vertretern gesprochen hatte) durchaus bereit war, gewisse demokratische Rechte zu schützen, allerdings nur für weisse Amerikaner.

Am Ende wurde er durch William Barr ersetzt, der in den frühen 1990ern schon einmal Justizminister gewesen war, ein Mann, dem Intellekt und Kompetenz nachgesagt wurden, der aber rasch dafür sorgte, dass Sessions neben ihm wie ein Muster an Integrität erschien.

Nach einem Jahr Barr an der Spitze des Ministeriums fragte sich Erica Newland, warum sie überhaupt geblieben war.

II GELD, GELD, GELD

In Washington hat es schon immer Korruption gegeben. Aber erst Ende der 1970er, Anfang der 80er, mit dem Aufstieg der Lobbybranche, wurde Korruption institutionalisiert. Die Korruption, die seinerzeit die Hauptstadt erfasste, war pekuniärer Natur und meist legal, lediglich ein Verstoss gegen Normen – man war bereit, etwas zu tun, was sich nicht gehörte.

Robert Kaiser, vormaliger Herausgeber der «Washington Post» und Verfasser des im Jahre 2010 erschienenen Buchs «So Damn Much Money. The Triumph of Lobbying and the Corrosion of American Government» sieht ein erstes Warnsignal in Präsident Gerald Fords Bereitschaft, «jedes Angebot anzunehmen und aus seiner Rolle als Ex-Präsident Geld zu machen».

Abzukassieren – früher hiess das «sich verkaufen» – wurde ein beliebter Weg, aus dem Staatsdienst auszuscheiden, um dann wieder einzutreten und abermals auszuscheiden. «Davor gab es ein Tabu», sagte Kaiser im Gespräch. «Man wechselte nicht von einer hohen Position im Justizministerium in eine Anwaltskanzlei und dann wieder zurück. Man machte diese Reise nur einmal. Dieses Tabu gilt heute nicht mehr.»

Ehemalige Kongressmitglieder und ihre Mitarbeiter liessen sich ihre Lobbyistentätigkeit gut bezahlen. Pen-

sionierte Offiziere heuerten bei Rüstungsfirmen an. Beamte des Justizministeriums machten bei Anwaltskanzleien Kasse. Ehemalige Diplomaten machten Kasse, indem sie ausländische Interessen als Lobbyisten oder PR-Strategen vertraten. Ein paar Jahre auf einem hohen Posten im Justizministerium bedeuteten Abermillionen in der Privatwirtschaft. Namenlose Mitarbeiter auf Capitol Hill wurden Millionäre, Ex-Präsidenten hielten Reden für sechsstellige Beträge und unterschrieben Buchverträge mit achtstelligen Honoraren.

Auch wenn das Verhältnis zwischen Demokraten und Republikanern immer giftiger wurde – das Geldverdienen blieb die grosse Gemeinsamkeit. Washington verwandelte sich in eine Stadt teurer Restaurants, in der aufgeweckte junge Leute in den Staatsdienst eintraten, um ein, zwei Jahre etwas Gutes zu tun und anschliessend reich zu werden.

Der Drehtüreffekt bedeutete nicht zwangsläufig, dass Staatsdiener gegen ihren Amtseid verstiessen. Zwischen ihren Ausflügen an die Futterkrippen konnten sie gewissenhafte Beamte sein. Im Grunde aber führte das Geld zu einer Nähe zwischen Regierung und Plutokratie. Die Öffentlichkeit reagierte zunehmend zynisch, und mit dem Verlust an Vertrauen in die staatlichen Institutionen sank auch das Ansehen der Staatsdiener.

Der Sumpf hatte sich über drei, vier Jahrzehnte in Washington ausgebreitet, als Trump kam und versprach, ihn trockenenzulegen. Es war eine seiner wirkmächtigsten Parolen. Fred Wertheimer, Direktor von Democracy 21 und seit Nixon ein Kämpfer für gute Regierungsführung, sagt über Trump: «Er hat viel früher als andere Politiker gesehen, dass Washington von den Leuten draussen im Land als abge-

schottet wahrgenommen wird, als korrupt, als ein Spiel unter Lobbyisten – und dieses Spiel hat er selbst zeit seines Lebens gespielt, bis er es dann aufkündigte. Die Leute wollten, dass jemand aufräumt.»

Inzwischen war das Immunsystem des Staates massiv geschwächt. Trump machte sich daran, im Namen einer Radikalkur eine verheerende Infektion zu verbreiten. Für ihn und seine Anhänger bestand der Sumpf aus lauter Bürokraten in grauen Anzügen, Verschwörern, die in ihren Büros, in Kantinen und auf Joggingpfaden rund um Washington ganz offen einen Staatsstreich planen – der *Deep State*, der Staat im Staat.

Ein ehemaliger Mitarbeiter der Republikaner namens Mike Lofgren hatte diesen Begriff 2014 mit einem Aufsatz und zwei Jahre später mit einem Buch in den politischen Blutkreislauf injiziert. Lofgren verstand darunter das Zusammenspiel von Unternehmen, Banken und Rüstungsfirmen, die über grossen finanziellen und politischen Einfluss verfügten – das Fundament der Washingtoner Korruption.

Konservative bei «Breitbart», «Fox News» und anderswo verwendeten diesen Begriff bald für Karrierebeamte in Justizbehörden und Nachrichtendiensten, die aus ihrer Sicht Parteigänger der Demokraten waren und mit den linken Medien zusammenarbeiteten, um zunächst die Wahl Donald Trumps zu verhindern und dann seine Präsidentschaft zu unterminieren.

Trump selbst setzte den Begriff *Deep State* (genau wie die Begriffe *Fake News* und *Korruption*) als Waffe im Kampf gegen seine realen oder vermeintlichen Feinde ein.

Kaum war er in das Weisse Haus eingezogen, nahm er den kolossalen Kampf gegen seinen eigenen Apparat auf. Er musste ihn zerschlagen, wenn er nicht von ihm erschlagen werden wollte. Sein gekränktes und raubtierhaftes Ego hielt Ausschau nach einem Beamten, den er als Warnung an alle präsentieren konnte, die sich ihm in den Weg zu stellen wagten.

Er fand jemanden, der seine ganze Karriere hindurch namenlos und blass gewesen war.

III «WIE GEHT ES IHRER FRAU?»

Andrew McCabe kam 1996 zum FBI, mit 28, ein Jahr jünger, als Erica Newland zu Beginn ihrer Tätigkeit im Justizministerium war. Er war ein typisches Produkt der Mittelschicht, Absolvent der Duke University, Anwalt in einer kleinen Kanzlei in New Jersey.

Das FBI faszinierte McCabe wegen der menschlichen Dramen, die die Ermittlungen zutage förderten, wegen der Geschichten von Leuten, die die Linie zwischen einer sicheren und vorhersehbarer Existenz, wie er selbst sie führte, und der Schattenwelt jenseits von Recht und Gesetz überschritten hatten. Seine Frau Jill, eine angehende Kinderärztin, ermunterte ihn, sich beim FBI zu bewerben. Er nahm dafür

sogar eine fünfzigprozentige Gehalts-einbusse in Kauf. Mit Begeisterung unterwarf sich McCabe der Disziplin und Selbstlosigkeit einer Agentenausbildung.

Sein Spezialgebiet waren zunächst das organisierte Verbrechen in Russland und dann Terrorismus. Ihm wurden Intellekt und Unerschütterlichkeit nachgesagt, und er machte rasch Karriere, der geborene Manager. Anfang 2016 – er war Ende vierzig, durchtrainiert, das kurze Haar grau meliert – wurde er von FBI-Chef James Comey auf den Posten des Vizedirektors berufen, die höchste Karrierestufe innerhalb der Behörde, zuständig für die Aufsicht des täglichen Betriebs.

Normalerweise ist die Nummer zwei unsichtbar für die Öffentlichkeit, aber McCabes neue Tätigkeit brachte es mit sich, dass er an der Untersuchung zur Affäre um Hillary Clintons privaten E-Mail-Server mitwirkte, während der Präsidentschaftswahlkampf in seine heisse Phase trat.

Im Juli beschloss Comey, die Untersuchung einzustellen. Er bezeichnete Clintons Verhalten als «extrem sorglos», aber nicht gesetzeswidrig. McCabe billigte diese Abkehr von



Der FBI-Beamte Andrew McCabe mit Ehefrau Jill, einer Kinderärztin: «Der Präsident wird mein Blut sehen wollen.»

Washington verwandelte sich in eine Stadt teurer Restaurants, in der aufgeweckte junge Leute in den Staatsdienst eintraten, um später reich zu werden.



«Solange wir die Ungerechtigkeit nicht überwunden haben, solange wir nicht Lebensqualität für alle Menschen haben, so lange gibt es keine Möglichkeit, die Kluft in diesem Land zu schliessen. Wie kann man denken, dass eine Gesellschaft besser wird ohne Gesundheitsversorgung? Ohne Bildung? Die Reichen werden reicher, und die Armen bleiben arm. So läuft das hier.»

KATIE ANDERSON (40), Kellnerin, Mobile, Idaho



«Meine persönliche Botschaft an den Präsidenten: Chill mal mit dem Abtreibungsgesetz. Du hast Frauen verrückt gemacht ohne Grund. Reiss dich verdammt noch mal zusammen, und fang an, Frauen richtig zu behandeln. Denn *wir* sind es, die dieses Land eigentlich regieren, aber du versuchst uns zu unterdrücken, als ob wir aussterben sollten. Nein, Frauen wird es immer geben. Also wirst du lernen müssen, dich mit uns auseinanderzusetzen, uns die Rechte zu geben, die wir verdienen und die wir schon hatten, bevor du Präsident wurdest.»

KEALANI REYES (24), Visagistin, Las Vegas, Nevada



«Vieles in diesem Land läuft schief. Sie erlauben zu viel. Sie erlauben Homoehe und Homosex – ich verstehe das nicht. Sieht aus, als würde das hier Sodom und Gomorrha. Aber wir sind alle Menschen. Jedem das Seine. Solange man Vertrauen in etwas hat, denke ich, kommt es gut. Ich gehe nicht wählen. Es ist mir egal, wer Präsident ist. Der einzige Präsident in meinem Leben ist die höhere Macht. Er kontrolliert alles. Es gibt keine grössere Kraft als Seine Kraft.»

JOHNNY WILLIAMS (61), Maurer, Brunswick, Georgia



«Wenn ich Donald Trump treffen dürfte, würde ich ihm dafür danken, wie er das Militär führt und wie er Amerika regiert, denn egal ob Demokrat oder Republikaner, es braucht jemanden sehr Starkes, um dieses Land zu führen, und in meinen Augen macht er einen sehr guten Job. Also ich würde «Danke» sagen, und dann würde ich wahrscheinlich ein Selfie mit ihm machen.»

HADLEY TATE (19), Rodeoreiterin, Cody, Wyoming

«Mein grösster Wunsch für dieses Land ist, dass wir wieder wie die Generation meiner Grosseltern werden. Die Generation, die den Zweiten Weltkrieg gewann, die war grossartig. Als sie den Strand in der Normandie stürmten, waren sie nicht Demokraten oder Republikaner, sie waren einfach Amerikaner. Viele in unserem Land wollen an die negativen Episoden in unserer Geschichte erinnern, die Sklaverei und solche Sachen. Aber, weisst du, wir können das nicht rückgängig machen. Es war schlimm, aber wir haben daraus gelernt. Es wird nie wieder passieren. Mein Wunsch wäre es, dass wir nicht mehr Demokraten oder Republikaner sind, sondern wieder beginnen, Amerikaner zu sein.»

COLT CUNNINGHAM (21), Rodeoreiter, Cody, Wyoming



«Ich hab einen ziemlich steinigen Lebensweg hinter mir. Depression, Armut, Missbrauch. Das erste Mal wurde ich mit 16 schwanger, aber das Baby starb, als es vier Monate alt war. Jetzt habe ich acht Kinder, es ist ein Segen, und ich würde sie gegen nichts eintauschen. Meine grösste Angst ist, dass sie die Schule nicht schaffen und abspringen. Denn dann geraten sie in Schwierigkeiten. Meine Kinder sollen es einmal besser haben als ich. Ich will, dass sie eine Ausbildung machen und einen Job finden. Ein Leben haben. Ich hatte nie einen richtigen Job, habe immer nur ehrenamtlich gearbeitet. Aber jetzt will ich meinen Schulabschluss nachholen und etwas werden, einfach irgendwas.»

KRISTAL ALLEN (33), Mutter von acht Kindern, hier mit AALIYAH HOGAN (13) und ZYHARA BRYANT (4), Hollandale, Mississippi



«Amerika, das ist das Land, in dem ich geboren wurde, in dem ich aufwuchs und das mir eine Perspektive gab, als ich jung war. Und das Land hat mich nicht umgebracht, bislang. Manchmal, wie heute, geben mir Leute Geld. Heute habe ich zwanzig Dollar bekommen, und das ist viel. Ich brauche echt nicht viel, weil ich mein Essen aus dem Müll hole. Ich finde Rasierer, Seife und anderes Zeugs im Müll. Ich glaube, ich könnte wirklich von null Dollar leben, aber manchmal kaufe ich gern Drogen – das ist das Einzige, wofür ich Geld brauche. Aber eigentlich nehme ich nur eine Droge. Und das ist, na ja, ich mag Crystal Meth.»

CHARLIE (37), Obdachloser, New Orleans, Louisiana



«Ich sehe mich gern als Vorbild. Ich wünsche mir mehr Frauen nicht nur in den Reihen der Piloten, sondern auch unter den Militärpiloten und auf jeden Fall in den Reihen der Kampfpiloten. Nicht nur, weil ich gern mehr weiblichen Einfluss sehen würde, sondern auch, weil es ein wirklich grossartiger, ein wirklich wichtiger Job ist und ich den Gedanken nicht ertrage, dass jemand sich aufgrund seines Geschlechts eingeschränkt fühlt, so etwas Wichtiges zu erreichen. Etwas so Spektakuläres.»

OLIVIA S. ELLIOTT (41), Kampfpilotin, Dayton, Mississippi



«Ich kenne mich mit Politik und solchen Sachen nicht richtig aus, aber ich liebe es hier. Ich war nie ausserhalb der Vereinigten Staaten, sodass ich nicht vergleichen kann. Aber es gibt mehr Freiheiten hier, glaube ich jedenfalls. Das ist es doch, was alle sagen, oder?»

CHASE ORPUT (16), Tankwart, Bend, Oregon

der üblichen Praxis, dass das FBI eigene Ermittlungen nicht kommentiert, weil der Fall Clinton, der im Wahlkampf auf den Titelseiten der Zeitungen ausgebreitet wurde, alles andere als normal war. Comey, ein Meister im Vermitteln ethischer Rechtschaffenheit, versicherte den Amerikanern in all dem Getöse, die Untersuchung sei korrekt verlaufen.

Doch seine Erklärung sorgte bei Demokraten wie Republikanern für Empörung und beschädigte die Glaubwürdigkeit des FBI. McCabe bedauerte bald Comeys Entscheidung und seine eigene Rolle. «Wir sind davon ausgegangen, dass die Amerikaner uns glaubten», schrieb er später. «Das FBI ist unpolitisch.»

Er hätte es besser wissen müssen. Er war nach der Ermordung des US-Botschafters in Libyen 2012 mit der völlig aufgebauchten Benghazi-Affäre betraut gewesen, die gezeigt hatte, «in welcher surrealen Ausmass politische Selbstdarstellung betrieben wurde», und zu der ebenso aufgebauchten E-Mail-Affäre führte. McCabe, der zwei Jahrzehnte als aufrechter Mitarbeiter in einer hierarchischen Organisation gedient hatte, verstand nicht, wohin sich das Land entwickelt hatte. Er war wehrlos und nicht vorbereitet auf das, was folgen sollte.

§

Die Kinderärztin Jill McCabe hatte 2015 für einen Sitz im Senat von Virginia kandidiert, da sie für eine bessere Krankenversorgung für Arme kämpfen wollte. Sie unterlag. Am 23. Oktober 2016, zwei Wochen vor der Präsidentenwahl, enthüllte das «Wall Street Journal», dass ihr Wahlkampf von der Demokratischen Partei und von Gouverneur Terry McAuliffe, einem Clinton-Freund, mit knapp 700 000 Dollar unterstützt worden war.

«Clinton-Verbündeter unterstützte Kandidatur der Ehefrau von FBI-Mann», lautete die raunende Schlagzeile. Dabei hatte sich McCabe korrekt aus dem Wahlkampf seiner Frau herausgehalten und wusste nichts von den Spendengeldern. Die Ethik-Abteilung des FBI hatte ihm die Befugnis erteilt, die Ermittlungen gegen Clinton

zu führen, die erst Monate nach der Kandidatur seiner Frau aufgenommen wurden. Das eine hatte mit dem anderen nichts zu tun.

Dennoch kommentierte Trump den Artikel im «Wall Street Journal» auf Twitter. Am 24. Oktober versetzte er zudem sein Publikum in St. Augustine, Florida, mit der erfundenen Nachricht in Wallung, Clinton habe sich von einer Haftstrafe freigekauft durch «die Frau des FBI-Spitzenbeamten, der bei der Untersuchung zu Mrs. Clintons illegalem E-Mail-Server mitgewirkt hat». Er fletschte die Zähne, kniff die Augen zusammen, schüttelte angewidert den Kopf und verliess das Podium, während die Menge ihren Hass auf Clinton und das korrupte System herausbrüllte.

Trump sprach hier erstmals von den McCabes. Er nannte sie nicht beim Namen, doch es war eine gruselige Szene. Wenige Tage später brachte das «Wall Street Journal» einen zweiten Artikel mit schädigenden Informationen über das FBI und McCabe. Diesmal hiess es, McCabe habe Mitarbeiter angewiesen, sich nicht an Ermittlungen gegen die Clinton-Stiftung zu beteiligen. Doch die Story war falsch. McCabe hatte die Ermittlungen fortsetzen wollen, war aber der Richtlinie des Justizministeriums gefolgt, wonach das FBI keine Massnahmen ergreifen sollte, die eine bevorstehende Wahl beeinflussen könnten.

Zum zweiten Mal binnen einer Woche war seine Integrität – das Fundament eines Beamten in seiner Position – öffentlich zu Unrecht angezweifelt worden. McCabe bevollmächtigte seine Anwältin Lisa Page, den Reporter über ein Gespräch zwischen ihm, McCabe, und einem Vertreter des Justizministeriums zu informieren. Dieser Schritt erschien ihm angemessen, weil es in seinem eigenen Interesse und dem des FBI lag, den Artikel zu korrigieren.

Durch diesen Leak wurde allerdings ungewollt bestätigt, dass gegen die Clinton-Stiftung ermittelt wurde, was Comey überhaupt nicht gefiel. Er war ohnehin unzufrieden wegen der Enthüllungen über den Wahlkampf von Jill McCabe. Er beschloss, McCabe anzuweisen, sich aus der Untersuchung der E-Mail-Affäre zurückzuziehen, die das FBI am 28. Oktober, elf

Tage vor der Präsidentschaftswahl, wieder aufnahm. Dieser Vorfall, so unerheblich er im ganzen Drama jener Monate war, setzte für McCabe eine Reihe unheilvoller Ereignisse in Gang.

Nach Trumps Wahlsieg war das Ehepaar überzeugt, der neue Präsident werde die Verschwörungstheorien über Jills McCabes Wahlkampf fallen lassen und die Angriffe auf sie einstellen. «Er hatte bekommen, was er wollte», sagte sie in unserem Gespräch, «vielleicht würde er uns also einfach in Ruhe lassen. Einen Moment habe ich das geglaubt.»

Während Trump sich anschickte, die Macht zu übernehmen, konzentrierten sich die Russland-Ermittlungen auf seine Umgebung, angefangen bei Michael Flynn, dem neuen nationalen Sicherheitsberater, der FBI-Agenten die Unwahrheit über Telefonate mit dem russischen Botschafter gesagt hatte. Wie Trump gegenüber dem FBI klarstellte, erwartete er, dass der Fall Flynn nicht weiter verfolgt und das Weisse Haus vor weiteren Ermittlungen geschützt werde.

Bei einem Dinner im Weissen Haus machte Trump FBI-Chef Comey klar, dass er Loyalität verlange. Ausserdem fragte er ihn, ob McCabe «ein Problem mit mir hat. Ich habe ihn und seine Frau während des Wahlkampfs ziemlich ruppig behandelt.» Comey bezeichnete McCabe als «echten Profi» und fügte hinzu: «FBI-Mitarbeiter, wo immer sie stehen, lassen sich bei der Ausübung ihres Dienstes nicht von persönlichen Ansichten leiten.»

Doch Trump war nicht an echten Profis interessiert. Man war loyal oder eben nicht. Und wie sich nun zeigte, verstand er unter «den Sumpf trockenlegen», dass jeder gefeuert wurde, der nicht loyal war. Seine Auffassung dessen, was Menschen motiviert, sagte ihm, dass McCabe (so «ruppig», wie er ihn behandelt hatte) nicht loyal sein konnte – er würde sich rächen wollen. In späteren Gesprächen mit Comey kam Trump immer wieder auf die «McCabe-Geschichte» zurück, wie besessen von der Vorstellung, sich im FBI einen Feind gemacht zu haben.

Am 9. Mai 2017 wurde McCabe ins Büro von Justizminister Jeff Sessions zitiert, der ihm mitteilte, dass Trump soeben Comey entlassen hatte. McCabe war nun amtierender FBI-Direktor.

Am selben Abend wollte Trump mit McCabe sprechen. Comey hatte ihm von Trumps Loyalitätsforderung berichtet, von den Versuchen des Präsidenten, sich in die Russland-Ermittlungen einzumischen, und von seinem Misstrauen gegenüber McCabe. Dieser rechnete jeden Tag mit seiner Entlassung. Als er ins Oval Office geführt wurde, sass Trump hinter seinem imposanten Schreibtisch, die engsten Vertrauten (der Vizepräsident, der Stabschef, der Chefjurist des Weissen Hauses) ehrfurchtsvoll vor ihm in einer Reihe.

Trump wollte von McCabe wissen, ob er der Entscheidung Comeys, die Untersuchung der E-Mail-Affäre einzustellen, widersprochen habe. Nein, antwortete McCabe, er und Comey hätten eng zusammengearbeitet. Trump hakte nach: Ob es stimme, dass man im FBI unzufrieden mit diesem Entscheid sei, unzufrieden mit Comeys Führung? McCabe sagte, manche Kollegen seien nicht einverstanden damit, wie Comey mit der Mail-Affäre umgegangen sei, im Allgemeinen jedoch sei er beliebt.

«Ihr einziges Problem ist dieser eine Fehler, den Sie gemacht haben», soll Trump dann gesagt haben. «Diese Geschichte mit Ihrer Frau. Dieser eine Fehler.» McCabe schwieg, woraufhin Trump fortfuhr: «Das war das einzige Problem mit Ihnen. Ich habe Sie während des Wahlkampfs hart kritisiert. Diese Gelder vom Freund der Clintons – das war hart von mir. Ich habe während des Wahlkampfs viele grobe Dinge über Ihre Frau gesagt.»

«Ich weiss», antwortete McCabe, «wir haben gehört, was Sie gesagt haben.» Er wies Trump darauf hin, dass Jill eine engagierte Ärztin sei und kandidiert habe, um auf diesem Weg etwas für ihre Patienten tun zu können. Er und die beiden Töchter hätten sie darin uneingeschränkt unterstützt.

«Ja, ja. Sie ist toll. Jeder, den ich kenne, findet sie toll. Sie hatten recht, sie zu unterstützen. Alle sagen, was für ein fantastischer Mensch sie ist.»

Am nächsten Morgen, als McCabe mit ranghohen Mitarbeitern zu einer Besprechung über die Russland-Ermittlungen zusammenkam, rief das Weisse Haus an – Trump persönlich war

am Apparat. Das war seltsam. Normalerweise ruft der Präsident den FBI-Direktor nicht an. Es sei denn, es geht um die nationale Sicherheit. Um die Art von politischem Missbrauch zu verhindern, der durch Watergate aufgefliegen war, erliess das Justizministerium Mitte der 1970er strikte Richtlinien für die Kommunikation zwischen den Strafverfolgungsbehörden und dem Weissen Haus. Trump hat wiederholt bewiesen, dass er diese Richtlinien nicht kennt oder sie ihn nicht interessieren.

Trump war fuchsteufelwild, dass Comey nach seiner Entlassung mit McCabes Einverständnis in einer FBI-Dienstmaschine von Los Angeles hatte heimfliegen dürfen. McCabe erklärte seine Entscheidung, worauf Trump explodierte: «Das geht nicht! Das habe ich nicht genehmigt!» Comey sollte kein FBI-Gebäude mehr betreten dürfen. Trump tobte weiter. Und dann fragte er: «Wie gehts Ihrer Frau?»

«Danke, gut.»

«Dass sie die Wahl verloren hat, muss sehr hart für sie gewesen sein. Wie ist sie mit der Niederlage umgegangen? Ist es hart zu verlieren?» →

ZEW
CERTIFIED
CERTIFICATE

SGB-FSS
Schweizerischer
Gehörlosenbund

**ICH BIN
GEHÖRLOS.
SEI DU
NICHT TAUB!**

Gehörlose Menschen sind oft im Nachteil.
Hör hin, wenn es um ihre Anliegen geht.

gehörlosenbund.ch
Verstehen wir uns richtig.

DAS MAGAZIN N° 32 – 2020

McCabe sagte, es sei schwer gewesen, Jill arbeite aber wieder in der Klinik und kümmere sich um ihre Patienten.

«Ja, das muss wirklich hart gewesen sein», sagte Trump. «Zu verlieren. Eine Verliererin zu sein.»

McCabes Mitarbeiter bemerkten, wie sein Gesicht gefror. Trump zwang ihn in die demütigende Position eines Mannes, der sich nicht vor seine Frau stellt. Eine Art Mafia-Schachzug: Zurschaustellung der Machtverhältnisse, emotionale Erpressung.

«Es veranschaulicht den Druck, der hinter dieser Idee von Loyalität steht», sagte McCabe. «Wenn ich deine Frau beleidigen kann und du mir trotzdem zustimmst oder einverstanden bist mit allem, was ich von dir verlange, dann habe ich dich in der Tasche. Ich habe einen Keil zwischen euch beide getrieben.» Davor hatte er versucht, mich und Comey auseinanderzubringen – «Sie waren mit seiner Entscheidung nicht einverstanden, richtig?» Er treibt dich in die Ecke, damit du alles akzeptierst und zu jedem Unsinn, den er von sich gibt, Ja sagst. Und wenn er das schafft, dann weiss er, dass du ihm nicht mehr gefährlich wirst.»

McCabe kam immer wieder auf dieses Telefonat zurück und fragte sich, ob er das Gespräch von sich aus hätte beenden sollen. Aber er hatte eine Behörde zu leiten, die in einer Krise steckte. «Ich musste mich wirklich nicht auf diesen privaten Pisswettbewerb mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten einlassen.»

McCabe, keineswegs der Verschwörer, wie Trump ihn fantasierte, war in dieser politisch angespannten Situation verunsichert. Als Trump wissen wollte, wen er 2016 gewählt habe, war er derart irritiert, dass er nur vage antworten konnte. Die lahme Reaktion war ihm peinlich, und später stellte er Trump gegenüber klar: Er sei zeit lebens Republikaner, habe aber 2016 wegen der FBI-Ermittlungen gegen die beiden Kandidaten nicht gewählt. Doch diese ehrliche Antwort verstärkte nur Trumps Misstrauen.

McCabes Professionalismus, der ihn zum Objekt von Trumps Übergriffigkeiten machte, kam ihm jedoch zugute, als er in jener turbulenten Woche die Leitung des FBI übernahm.

McCabe hatte zwei vordringliche Aufgaben. Erstens musste er den 37 000 Angestellten, deren oberster Chef er nun war, klarmachen, dass die Organisation reibungslos funktionieren werde. Am 11. Mai 2017 wurde er bei einer Anhörung im Senat gefragt, ob die Behauptungen des Weissen Hauses, Comey sei innerhalb der Behörde unbeliebt gewesen, zuträfen. McCabe hatte seine Antwort parat. «Ich kann Ihnen sagen, dass ich vor Direktor Comey die allergrösste Hochachtung habe», erklärte er. «Ich kann Ihnen auch sagen, dass Direktor Comey breite Unterstützung innerhalb des FBI genoss und weiterhin genieisst.» Er erklärte der Nation und seinen eigenen Leuten, was er Trump nicht hatte ins Gesicht sagen können.

Die zweite Aufgabe bestand darin, die Russland-Ermittlungen zu schützen. Comeys Entlassung und die Begründung des Weissen Hauses, dass sie mit Clintons E-Mail-Affäre zu tun habe, wo doch alles auf die Russland-Ermittlungen hindeutete, liessen den Verdacht der Justizbehinderung aufkommen. Am 15. Mai besprach sich McCabe mit James Baker, Lisa Page und zwei weiteren Personen und kam zum Schluss, dass sie Ermittlungen zu Trump selbst einleiten mussten. Es galt herauszufinden, ob der Präsident mit Russland zusammengearbeitet hatte und dies nun vertuschte.

§

Am 17. Mai informierte McCabe eine kleine Gruppe namhafter Vertreter von Repräsentantenhaus und Senat, dass das FBI geheimdienstliche Ermittlungen gegen Trump wegen möglicher Absprachen mit Russland während des Wahlkampfs 2016 sowie strafrechtliche Ermittlungen wegen Behinderung der Justiz aufnehmen werde. Der stellvertretende Justizminister Rod Rosenstein gab anschliessend bekannt, dass er Robert Mueller als Sonderermittler einsetzen werde.

An diesem Abend wurde McCabe in der für ihn ungewohnten Geräuschlosigkeit der gepanzerten Limousine des FBI-Direktors nach Hause chauffiert. Jill bereitete gerade das Abendessen vor, die Tochter machte am Küchentisch Hausaufgaben. McCabe legte das Jackett ab, lockerte die Krawatte

und nahm sich ein Bier. Seit Comeys Entlassung hatte er das Gefühl, sich rasend schnell auf ein Ziel zuzubewegen: für eine unanfechtbare und transparente Durchführung der Russland-Ermittlungen zu sorgen. «Wir haben getan, was wir tun mussten», sagte er. «Der Präsident wird Blut sehen wollen, und es wird meines sein.» – «Du hast deine Arbeit getan», erwiderte Jill. «Das ist die Hauptsache.»

In den nächsten Monaten, in denen es für die McCabes immer düsterer wurde, erinnerte Jill ihren Mann oft an diesen gemeinsamen Abend.

Am 25. Juli setzte das Twitterfeuerwerk abrupt ein. «Problem ist, dass der amtierende FBI-Chef und Verantwortliche für die Hillary-Ermittlungen, Andrew McCabe, \$700 000 von H für seine Frau bekam!»

Trump wusste, wie sie hiess, aber für ihn war Jill stets «die Frau». Tags darauf weitere Tweets: «Warum hat [Justizminister] Sessions nicht FBI-Direktor Andrew McCabe abgelöst, einen Freund von Comey, der die Clinton-Ermittlungen leitete, aber einen Haufen Geld (\$700 000) von Hillary Clinton und ihren Freunden für den Wahlkampf seiner Frau bekam. Legt den Sumpf trocken!»

Diese Tweets trafen McCabe ins Mark. Er konnte auf die falschen Anschuldigungen nicht reagieren, ohne noch mehr Aufmerksamkeit auf sie zu lenken. Er fuhr ins Büro, machte einen lahmen Witz über die Nachrichten des Tages und versuchte, sich und seine Behörde auf die Arbeit zu fokussieren, obgleich er wusste, dass all seine Gesprächspartner an die Tweets dachten.

James Baker, der ebenfalls Ziel von Trumps Tweets wurde, schilderte mir deren Wirkung: «So etwas ist eine sehr irritierende, merkwürdige Erfahrung für jemanden, der in der Öffentlichkeit kein sonderlich bekanntes Gesicht ist. Man reagiert körperlich, man wird nervös, man schwitzt. Es verängstigt. Plötzlich sprechen alle über einen, und man fühlt sich furchtbar exponiert – aber nicht auf positive Weise.»

Trump wollte mit seinen Tweets nicht nur McCabe bestrafen, sondern auch den Fall selbst in den Dreck ziehen. «Er attackiert andere Leute, um seine eigenen Verfehlungen in positivem Licht erscheinen zu lassen», sagte Jill. «Wenn nämlich Andrew korrupt

war, dann waren die Ermittlungen korrupt und falsch. Folglich mussten sie alles tun, um zu zeigen, dass Andrew McCabe korrupt und ein Lügner ist.»

Drei Tage nach Wiederaufnahme der Tweets, am 28. Juli, wurde McCabe dringend ins Justizministerium einbestellt. Juristen aus der Abteilung des Generalinspektors, die die Untersuchung der E-Mail-Affäre überprüften, waren auf Tausende SMS zwischen Lisa Page, McCabes Anwältin, und FBI-Topermittler Peter Strzok gestossen. Beide spielten eine zentrale Rolle bei der Clinton- und der Russland-Affäre. Strzok arbeitete inzwischen für Robert Mueller. Während des Wahlkampfes hatten Page und Strzok bissige Kommentare über Trump ausgetauscht. Hinzu kam, dass sie eine aussereheliche Affäre unterhalten hatten. Beide gehörten zu McCabes engsten Kollegen, Page war seine Anwältin, der er vertraute. Von all dem wusste er nichts – es war schrecklich.

Die Juristen befragten McCabe zu den SMS. Weil er Gegenstand der Untersuchungen des Generalinspektors in der Clinton-Sache war, hatte er

schon zu Beginn erklärt, dass er ohne seine Anwältin keine Fragen zu seiner Beteiligung in der Sache beantworten werde. Dennoch stellten die Juristen plötzlich Fragen zum zweiten Artikel des «Wall Street Journal», in dem unterstellt worden war, McCabe habe sich von Clinton bestechen lassen. Einer wollte von McCabe wissen, ob mit «CF» in einer SMS von Page die Clinton Foundation gemeint sei: «Wissen Sie das zufällig?»

«Ich weiss nicht, worauf sich das bezieht.»

«Vielleicht ein Codename?»

«Jedenfalls keiner, der mir bekannt wäre», sagte McCabe. «Aber da es hier um die Behauptungen über mich geht, möchte ich nicht mit Ihnen über diesen Artikel diskutieren. Denn mir scheint, wir strapazieren die Dinge ein wenig.»

«Wurde Page in dieser Zeit jemals autorisiert, mit Reportern zu sprechen?», fragte ein Jurist.

«Nicht, dass ich wüsste.»

Das stimmte nicht. McCabe persönlich hatte Page erlaubt, mit dem Reporter des «Wall Street Journal» zu

sprechen. Aber den Fragen der Juristen, die sie eigentlich nicht hätten stellen dürfen, schenkte er längst keine Aufmerksamkeit mehr – er wollte die Sache einfach beenden. Nun musste er sich überlegen, wie er mit dieser neuen Situation umgehen wollte. Die SMS zwischen Page und Strzok würden herauskommen, Trump und seine Leute würden darin einen Beweis sehen, dass das FBI ein Sumpf von Voreingenommenheit und Korruption war. Page und Strzok wären erledigt.

Trump machte am selben Tag seine Bemerkung über die zentralamerikanischen «Tiere» und rief die Polizei dazu auf, hart gegen mutmassliche Bandenmitglieder vorzugehen. Das FBI würde eine Antwort formulieren und auf seinen Verhaltenskodex hinweisen müssen. Und die McCabes waren wieder im Visier des Präsidenten.

Andrew McCabe hatte das Gefühl, dass ihm alles entglitt. Man kann sich seine Verfassung gut vorstellen, die ihn dazu brachte, mit «Nicht, dass ich wüsste» zu antworten. So hatte er schon einmal geantwortet, an jenem anderen schrecklichen Tag des Jahres,

GSELLA MACHT SICH EINEN REIM AUF ...

DIE USA

Sie machen in Kultur und Barbarei.
Romane und Raketen: weltweit Spitze.
Sehr gut ihr Ernst und besser ihre Witze.
Millionen ohne Wohnung und Arznei.

Im schwarzen Haus regieren Angst und Not,
Im Weissen Haus regiert ein irrer Gangster.
Das Schiessgewehr firmiert als Daddys Längster.
Sie können wählen zwischen Blau und Rot.

Sie machen Ku-Klux-Klan und machen Krieg
Und machen Love Not War und Black Lives Matter.
Sie machen ihre Armen täglich fetter,
Und smarte Reiche feiern Sieg um Sieg.

Sie setzten Hitlers Menschheitsmord in Brand.
Sie putschen gegen Revolutionen.
Sie lassen Drachen steigen oder Drohnen.
Ein gutes Land. Ein böses Land. Ein Land.

THOMAS GSELLA



La Garçonne

On y va Zürich DINGS Zürich DINGS Chur On y va Biel
Zähringerplatz 15 Zollstrasse 12 Goldgasse 23 Bahnhofstrasse 3

am 9. Mai, als er während einer anderen internen Untersuchung mit derselben Frage zum ersten Artikel im «Wall Street Journal» auf dem falschen Fuss erwischt worden war und dieselbe unzutreffende Antwort gegeben hatte. Ein Karrierebeamter, der seine Integrität permanent angegriffen sieht, kann durchaus einen derart unnötigen Fehler machen.

Das war an einem Freitag. Übers Wochenende wurde McCabe klar, dass er den Juristen einen falschen Eindruck vermittelt hatte. Am Dienstag meldete er sich im Büro des Generalinspektors, um seinen Lapsus zu korrigieren. In derselben Woche wurde Christopher Wray vom Senat als neuer FBI-Direktor bestätigt, und McCabe war wieder Vizedirektor. Nach 21 Jahren im FBI wollte er sich zum frühestmöglichen Termin in den Ruhestand versetzen lassen (im März würde er fünfzig werden) und in die Privatwirtschaft gehen. Aber es war zu spät.

Am 19. Dezember bestätigte er vor einem Ausschuss des Repräsentantenhauses Comeys Darstellung, dass Trump versucht habe, die Russland-Ermittlungen zu verhindern. Zwei Tage später wurde er von einem anderen Ausschuss befragt, wie sich die Angriffe auf das FBI auf ihn persönlich ausgewirkt hätten. «Ich kann Ihnen sagen, es war sehr schwierig», sagte er. Er berichtete, dass seine Frau, «eine wunderbare, brillante, fürsorgliche Ärztin», für ein Senatorenamt kandidiert habe, um Armen den Zugang zu einer Krankenversicherung zu ermöglichen. «Ausgehend von dieser noblen Absicht durchmachen zu müssen, was sie und meine Kinder durchmachen mussten – das war schlimm.»

Zwei Tage vor Weihnachten drohte Trump auf Twitter: «Wettlauf gegen die Zeit. FBI-Vize Andrew McCabe will mit vollen Bezügen in Pension gehen. Noch 90 Tage?!!» Keine Personal-sache war ihm zu banal, wenn es um einen Beamten ging, den er als Feind betrachtete. Am 24. Dezember wiederholte er in einem weiteren Tweet die alten Lügen über Jills Kandidatur.

Kurz nach den Feiertagen erfuhr McCabe, dass der ihn betreffende Teil des Berichts des Generalinspektors über die E-Mail-Untersuchung separat

veröffentlicht werden sollte. Statt im späteren Frühjahr sollte das Dokument schon in zwei Monaten vorliegen. Im Januar 2018 drängte Wray, der neue FBI-Direktor, McCabe aus dem Amt. Statt eine untergeordnete Position zu akzeptieren, nahm er Urlaub, weil er ohnehin Mitte März in Ruhestand gehen würde.

Ende Februar präsentierte der Generalinspekteur seinen 35-seitigen Bericht mit dem verheerenden Schluss: Viermal hatte McCabe in seinen Erklärungen zum Leak des «Wall Street Journal» «mangelnde Aufrichtigkeit» bewiesen. Das Office of Professional Responsibility empfahl seine Entlassung.

McCabe erhielt das Dokument am 9. März. Nach FBI-Richtlinien haben Beschuldigte grundsätzlich dreissig Tage Zeit für eine Stellungnahme, doch das Justizministerium war offenbar entschlossen, das Weisse Haus zufriedenzustellen und noch vor McCabes Pensionierung Fakten zu schaffen. Er bekam eine Woche Zeit. Am Donnerstag, dem 15. März, präsentierte er einem Vertreter des Ministeriums seine Stellungnahme: Er sei durch Fragen über eine Episode, die in dem Durcheinander der anschliessenden Monate längst vergessen war, auf dem falschen Fuss erwischt worden, und als ihm klar geworden sei, dass er eine unzutreffende Aussage gemacht hatte, habe er sich aus freien Stücken gemeldet, dies zu korrigieren. McCabe glaubte, vernünftige Argumente vorgebracht zu haben, ahnte aber, was auf ihn zukam.

§

Am Freitagabend erfuhr er aus den CNN-Nachrichten, dass er nach 21 Jahren Tätigkeit für das FBI entlassen worden war. 26 Stunden vor seinem fünfzigsten Geburtstag.

Eine Stunde nach Bekanntwerden der Nachricht zeigte sich Trump äusserst zufrieden: «Andrew McCabe GE-FEUERT, ein grossartiger Tag für die hart arbeitenden Männer und Frauen des FBI – Ein grossartiger Tag für die Demokratie.» Es war Trumps achter Tweet zu McCabe, dreiunddreissig sind seitdem hinzugekommen, und es geht immer weiter.

«Aus dem FBI entlassen und als Lügner bezeichnet zu werden – ich

kann Ihnen nicht sagen, wie ekelhaft ich das finde – bis heute», sagte mir McCabe fast zwei Jahre später in unserem Gespräch. «Es ist so beleidigend und demütigend, einfach schrecklich. Es quält mich noch wie am 16. März, am Tag meiner Entlassung. Ich habe ewig darüber nachgedacht, aber es fällt mir nach wie vor schwer, damit fertigzuwerden.»

Die ungewöhnliche Eile, mit der man McCabe kurz vor seiner Pensionierung entlassen wollte und der Präsident seinen Skalp forderte, fanden Juristen innerhalb und ausserhalb des Staatsdienstes abstossend. «Das Verfahren auf diese Weise zu betreiben ist eine unverzeihliche Politisierung des Ministeriums», sagt Benjamin Wittes, Experte für öffentliches Recht.

McCabe büsste den grössten Teil seiner Altersbezüge ein. Er würde nirgendwo mehr einen Job bekommen und galt unter ehemaligen Kollegen als «radioaktiv». Praktisch niemand im FBI hielt Kontakt zu ihm. Und das Schlimmste: Das Justizministerium leitete den Bericht des Generalinspektors an die Washingtoner Staatsanwaltschaft weiter. In solchen Fällen wurde praktisch nie Anklage erhoben, aber das Damoklesschwert der Justiz hing zwei Jahre über McCabe, eine ungewöhnlich lange Zeit, in der von der Staatsanwaltschaft kein Wort kam.

Im vergangenen September erfuhr McCabe aus den Medien, dass eine Geschworenenjury zusammengetreten sei, um über eine Anklage zu beraten. Er und Jill erklärten den Kindern, dass ihr Vater womöglich in Handschellen abgeführt, das Haus durchsucht, er sogar zu einer Gefängnisstrafe verurteilt werden könnte. Die Geschworenen berieten sich, die Geschworenen gingen nach Hause, und nichts passierte.

Das Schweigen bedeutete, dass man keinen Grund für eine Anklage hatte finden können. Ein Staatsanwalt schloss die Akte, ungewöhnlich in einem so frühen Stadium, ein zweiter wechselte in die Privatwirtschaft, wie es hiess, aus Unzufriedenheit über politischen Druck. Gleichwohl wurde der Fall bis Mitte Februar von der Staatsanwaltschaft offengehalten und dann urplötzlich geschlossen.

McCabe spricht über seine Situation mit der eigentümlich ruhigen Art

des rechtschaffenen Menschen in einem Hitchcock-Film, der sich den Albtraum, in dem er gefangen ist, nicht erklären kann. Jill, die emotionaler reagiert, vergleicht die bedrückende Lage mit einer gewalttätigen Beziehung: Jedes Mal, wenn sie das Gefühl hat, wieder ein wenig durchatmen zu können, kommt der nächste Schlag.

Auf «Fox News» wird ihr Mann nach wie vor attackiert. Kürzlich verkündete ein Reporter eines rechten TV-Senders auf dem Rasen des Weissen Hauses, McCabe habe eine Affäre mit Lisa Page gehabt. Das war gelogen, und der Sender sah sich genötigt, die Behauptung zurückzunehmen, aber zuvor hatte McCabe seine Tochter in der Schule anrufen müssen, um sie zu warnen, dass die Story im Internet auftauchen werde.

McCabe hat ein Buch geschrieben, er ist regelmässig Gast bei CNN und engagiert sich im Rahmen des «Innocence Project» für Menschen, die zu Unrecht verurteilt wurden. Jill hat ein MBA-Studium aufgenommen und arbeitet nachts weiterhin in der Klinik. Aber beide haben sich damit abgefunden, dass sie nie wieder vollkommen frei sein werden.

Alle führenden FBI-Leute, die an Ermittlungen zu Trump mitgewirkt haben, wurden aus dem Dienst entfernt, genau wie Kollegen aus dem Justizministerium, und sahen sich einer Verleumdungskampagne ausgesetzt. Selbst James Baker, dem nie Fehlverhalten vorgeworfen worden war, stellte fest, dass er in der Privatwirtschaft keinen Job mehr bekam. Doch es ist McCabes nicht enden wollende Agonie, die die deutlichste Warnung liefert, was mit Karrierebeamten passiert, wenn ihre berufliche Tätigkeit mit Donald Trumps Privatinteressen kollidiert.

Erica Newland und ihre Kollegen bekamen Angst. Auch anderswo kam die Drohung an, zum Beispiel im Aussenministerium. «Viele Leute», sagte Jill, «sind nicht bereit, hinzustehen und das Richtige zu tun. Sie wollen nicht der nächste Andrew McCabe sein.»

IV

DER ZWECK UND DIE (HEILIGEN) MITTEL

Nichts schränkte Trump stärker ein als eine unabhängige Justiz, und nichts stärkte ihn mehr als die Macht, sie zu seinem eigenen Vorteil zu nutzen. «Der autoritäre Führer muss nur den staatlichen Zwangsapparat unter seine Kontrolle bringen», schreiben Susan Hennessey und Benjamin Wittes in ihrem neuen Buch «Unmaking the Presidency». «Ohne Kontrolle über das Justizministerium ist der Instrumentenkoffer des angehenden Tyrannen fundamental unvollständig.»

Als Trump William Barr zum Nachfolger von Jeff Sessions als Justizminister nominierte, ging ein Seufzer der Erleichterung durch das Washingtoner Juristenestablishment. Barr hatte den Posten knapp dreissig Jahre zuvor schon einmal innegehabt, in den letzten vierzehn Monaten der Präsidentschaft von George Bush senior. Er war nun 68 und nach Jahren in der Privatwirtschaft ein reicher Mann. Er hatte nichts zu beweisen und nichts zu gewinnen. Er galt als «Institutionalist» – ein entschieden konservativer Befürworter starker präsidentieller Macht, aber kein Extremist.

Mit seiner beängstigenden Intelligenz und seiner Kenntnis des Apparats würde er das Ministerium deutlich besser vor Trumps Übergriffen schützen als der intellektuell schwächere Sessions. Wie er einem Freund verriet, war er bereit zurückzukehren, weil das Ministerium in chaotischem Zustand war und einen Chef von unangreifbarer Reputation brauchte.

Vor Barrs Anhörung warnte Neal Katyal, Juraprofessor und amtierender Generalstaatsanwalt unter Obama, eine Handvoll demokratischer Senatoren, sich nicht täuschen zu lassen: Barr sei alles andere als ein Mainstream-Konservativer. Er könne sich als viel gefährlicher herausstellen als irgend-

einer seiner Vorgänger. Das sei für jeden ersichtlich, der sich die Mühe mache, Barrs Position zu studieren, die auf drei miteinander verknüpften Strängen gründet.

Der erste ist seine grosszügige Auffassung von präsidentieller Macht, auch als Unitary Executive Theory bekannt – der Gedanke, dass Artikel 2 der Verfassung dem Präsidenten alleinige und uneingeschränkte Macht über die Exekutive verleiht, mit weitgehender Freiheit in der Auslegung von Gesetzen und bei der Kriegsführung.

Als Barr 1989 unter George H. W. Bush Chef des Office of Legal Counsel wurde, schrieb er ein einflussreiches Memorandum, um darauf hinzuweisen, dass der Kongress in zehn Punkten gegen Artikel 2 verstossen habe. Barr argumentierte: «Nur durch konsequenten und nachdrücklichen Widerstand gegen solche Übergriffe des Kongresses können die Privilegien der Exekutive geschützt werden.» Barr setzte eine Kommission (unter seinem Vorsitz) ein, deren Aufgabe es war, Anträge auf Herausgabe von Dokumenten anzufechten und die Macht der Exekutive zu stärken.

Ein Objekt von Barrs Missvergnügen war das Office of the Inspector General, 1978 vom Kongress geschaffen als unabhängige Aufsicht in den Ministerien. «Für jemanden wie Barr tangierte dies den Kern der Unitary Executive: dass es in den Ministerien eine Abteilung gibt, die dem Kongress unterstellt ist», sagt Jack Goldsmith, Harvard-Jurist und unter Bush den jüngeren einst selbst Chef des Office of Legal Counsel. Als Barr 1991 Justizminister wurde, sorgte er dafür, dass der Generalinspekteur in seinem Ministerium so wenig Macht wie möglich für die Untersuchung von Fehlverhalten hatte.

Barr äusserte sogar Zweifel an den Richtlinien, die nach Watergate zum Schutz des Justizministeriums vor politischer Einflussnahme des Weissen Hauses eingeführt worden waren. 2001 sagte er: «Es fing vermutlich nach Watergate an, die Vorstellung, dass das Justizministerium unabhängig sein muss... Ich habe im Ministerium die Erfahrung gemacht, dass die Karrierebeamten besonders politisch

und die vom Präsidenten nominierten Beamten besonders unpolitisch sind.» Da Präsidenten (und die von ihnen ernannten Behördenchefs) vom Wahlvolk bestimmt werden, sind sie für Barr bessere Hüter des Rechts als die namenlosen und nicht rechenschaftspflichtigen Beamten, die als Staatsanwälte und FBI-Ermittler in Erscheinung treten.

Nun ein Blick auf den zweiten Strang von Barrs Position: Parteilichkeit. Barr ist ein hartnäckiger Kritiker unabhängiger Ermittler – es sei denn, sie ermitteln gegen einen Präsidenten der Demokraten, und ein vehementer Verteidiger präsidentieller Macht – wenn ein Republikaner im Weissen Haus sitzt.

Diese Parteilichkeit muss in Verbindung mit dem dritten wichtigen Strang in Barrs Denken verstanden werden. Barr steht für einen ausgesprochen konservativen Katholizismus. John R. Dunne, Leiter der Abteilung Bürgerrechte in der Zeit, als Barr Justizminister unter Bush senior war, bezeichnet ihn als «autoritären Katholiken».

Dunne und seine Frau waren einmal zum Essen bei den Barrs eingeladen. Er machte auf ihn den Eindruck eines Patriarchen, dem einzig der Hund nicht gehorchte. Barr studierte an der Columbia University auf dem Höhepunkt der Anti-Vietnam-Bewegung und zog eine Lehre aus diesen Jahren, die auch viele andere religiöse Konservative prägte: Der Angriff auf traditionelle Werte und Autoritäten in den 1960ern führte zu moralischem Verfall.

1992, als Justizminister, hielt Barr eine Rede auf einer Konferenz von Rechtskatholiken, in der er «die massiven Exzesse, die Mitte der 1960er-Jahre einsetzten», für die sprunghafte Zunahme von Abtreibungen, Drogenmissbrauch, Scheidungen, Jugendkriminalität, Geschlechtskrankheiten und allgemeiner Sittenlosigkeit verantwortlich machte. «Die heutigen Säkularisten sind Fanatiker», sagte Barr und forderte eine Rückbesinnung auf das Gesetz Gottes als Fundament einer moralischen Erneuerung. «Wir befinden uns in einem Kampf, der darüber entscheiden wird, wer wir als Volk sind

und welchen Namen dieses Zeitalter am Ende tragen wird.»

Zu seinen damaligen Redenschreibern zählte Pat Cipollone, der heute Trumps Rechtsberater im Weissen Haus ist und während des Impeachmentverfahrens als einer seiner Anwälte fungierte. Den gleichen Standpunkt, mit den gleichen militärischen Metaphern, vertrat Barr 1995 in einem Aufsatz in der Zeitschrift «The Catholic Lawyer». Er schrieb: «Wir befinden uns in einem historischen Kampf zwischen zwei fundamental unterschiedlichen Wertesystemen. In gewisser Weise ist dies das Resultat der Aufklärung.» Die Hauptwaffe der Säkularisten in ihrem antireligiösen Kampf sei das Gesetz. Traditionalisten müssten sich der gleichen Waffe bedienen.

Was hat dieser apokalyptische Showdown mit Artikel 2 und der Unitary Executive zu tun? Politik wird auf diese Weise zu einem eschatologischen Projekt. Denn wenn es um nicht weniger als die christliche Zivilisation geht, können Gläubige durchaus den Schluss ziehen, dass der Zweck die Mittel heiligt.

In den fünfundzwanzig Jahren zwischen den Präsidenten Bush senior und Trump arbeitete Barr in einer Anwaltskanzlei, sass im Verwaltungsrat verschiedener Unternehmen und kümmerte sich um die jüngste seiner drei Töchter, die an einer Lymphknotenerkrankung litt.

Barr und Cipollone sassen auch im Direktorium des Catholic Information Center in Washington, das eng mit Opus Dei zusammenarbeitete, der ultrarechten katholischen Organisation mit einflussreichen Beziehungen zu Politikern und Unternehmern auf der ganzen Welt. In jenen Jahren versank die Republikanische Partei in ihrem eigenen Sumpf eines morali-

«Wir befinden uns in einem Kampf, der darüber entscheiden wird, wer wir als Volk sind», sagte Justizminister William Barr 1992 vor rechten Katholiken. Er forderte eine Rückbesinnung auf das «Gesetz Gottes».

schen Relativismus, um schliesslich mit der Wahl Donalds Trumps ganz unten anzukommen.

✱

Mit Trumps Erscheinen meldete sich Barr als zuverlässiger Fürsprecher aus seinem Semi-Ruhestand. Als Comey elf Tage vor der Wahl die Untersuchung der E-Mail-Affäre um Hillary Clinton aufnahm, schrieb er einen lobenden Kommentar. Als Comey ein halbes Jahr später wegen angeblicher Fehler bei ebenjener Untersuchung von Trump entlassen wurde, schrieb er erneut einen lobenden Kommentar.

Dann, im Juni 2018, verfasste er unaufgefordert ein 19-seitiges Memorandum. Darin argumentierte er, dass Sonderermittler Robert Mueller dem Präsidenten keinesfalls Behinderung der Justiz vorwerfen könne, denn Trumps Vorgehen (etwa Comey zu ersuchen, die Ermittlungen gegen Flynn einzustellen, und anschliessend Comey selbst zu entlassen) falle in die Kompetenz des Präsidenten. In Barrs grosszügiger Auslegung von Artikel 2 konnte Trump die Justiz im Grunde überhaupt nicht behindern.

Dass Barr in seiner Freizeit ein solches Memorandum schrieb, war schon sehr ungewöhnlich für einen ehemaligen Justizminister. Sechs Monate später wurde er von Trump für seinen alten Job vorgeschlagen.

Nach der Rückkehr ins Amt trat er noch vehementer für Trump ein. Als Mueller im März 2019 seinen Bericht fertigstellte, verkündete William Barr sogleich, dass Trump nicht nur von allen Vorwürfen illegaler Absprachen mit Russland entlastet sei, sondern dass wegen des Nichtvorhandenseins einer «zugrunde liegenden Straftat» auch der Vorwurf einer Behinderung der Justiz entfalle – obwohl zehn klare

Beispiele möglicher Straftaten in dem Bericht genannt werden, den Barr drei Wochen später schliesslich freigab. Für Trump waren diese drei Wochen die entscheidende Phase, sich als komplett entlastet zu präsentieren. Danach richtete er seine rhetorische Waffe auf seine Verfolger. Er wollte sie erledigen.

Zwei Ermittlungen gegen die Ermittler waren schon in Gang. In der einen ging es um die elektronische Überwachung eines Beraters in Trumps Wahlkampfteam (Barr sprach von «Ausspionieren»), die andere war eine breit angelegte Überprüfung durch John Durham, den Bundesanwalt in Connecticut, unter Barrs Aufsicht.

In einem CBS-Interview nahm Barr das Ergebnis von Durhams Prüfung vorweg, indem er nachdrücklich erklärte, die Russland-Ermittlungen seien von Anfang an fehlerhaft gewesen. Für dieses Vergehen machte er den Deep State verantwortlich: «Republiken sind untergegangen, wenn Staatsdiener sich als Prätorianergarde empfinden, in ihrer Arroganz das nationale Interesse mit ihren eigenen politischen Bestrebungen gleichsetzen und jeden Andersdenkenden als Staatsfeind betrachten. Sie wissen alles besser und verstehen sich als Hüter des Volkes. Das kann leicht dazu führen, dass sie den Willen der Mehrheit ignorieren und ihren eigenen Willen durchsetzen.»

Selbst wenn das im Fall der Russland-Ermittlungen zuträfe, so wäre es nicht Sache des Justizministers gewesen, das Ergebnis der Ermittlungen vorwegzunehmen. Und als der Generalinspekteur im Dezember 2019 seinen Bericht vorlegte – festgestellt wurden schwere Versäumnisse in den Anträgen auf Überwachung, aber keine politische Tendenz (keine «Prätorianergarde») –, war Barr nicht zufrieden. Er verkündete, er sei mit dem Bericht nicht einverstanden.

In einer Rede vor der konservativen Federalist Society in Washington im November widmete er sechs Abschnitte den vielleicht unverhohlenen parteilichsten Bemerkungen, die ein Justizminister je gemacht hat. Linke seien in einer «heiligen Mission» unterwegs, bei der der Zweck die Mittel heilige, während Konservative «tendenziell mehr Skrupel hinsicht-

lich ihrer politischen Vorgehensweise haben», so Barr. «Eine der heutigen Ironien ist, dass die Gegner des Präsidenten seiner Regierung unablässig vorwerfen, sie «schreddere» Verfassungsnormen und führe Krieg gegen den Rechtsstaat. Wenn ich meine Freunde auf der anderen Seite frage: «Was meinen Sie damit genau?», schauen sie verständnislos und stammeln dann irgendwas von Einreiseverbot oder dergleichen.»

Im Kern war seine Rede eine Kritik an Beschneidungen der Autorität der Exekutive durch Legislative und Judikative – als wäre die Macht des Präsidenten nicht seit dem 11. September, wenn nicht dem New Deal, enorm angewachsen und als wäre Trumps Amtsführung von Artikel 2 gedeckt.

Im Oktober wiederholte Barr an der katholischen University of Notre Dame seine alte Jeremiade über den religiösen Krieg. Ausgangspunkt ist immer das Jahr 1975: Der Kongress veranstaltet Anhörungen, um die Macht des Präsidenten zu beschneiden, und die säkulare Linke zerstört die amerikanische Familie. Barr nutzt die ihm verbleibende Zeit im Rampenlicht, um das kommende Reich der Dunkelheit zu verhindern. Und wenn uns die Vorsehung einen kosmischen Streich gespielt und die rechtmässige Macht in die Hände der moralisch tiefst dubiosen Person Donald Trump gelegt hat, dann wird Barr alles tun, um dieser Person zur Seite zu stehen.

Er und Trump verfolgen höchst unterschiedliche Projekte – der eine sieht sich in einem Feldzug, um den Staat seiner Vorstellung von religiöser Autorität anzunähern, der andere strebt nach käuflicher Selbsterhöhung. Aber sie fördern einander, indem sie gemeinsam daran arbeiten, die Unabhängigkeit all jener Institutionen zu zerstören, die dem Präsidenten Schranken setzen könnten – Bundesbehörden einschliesslich ihrer Beamten, ja sogar die beiden anderen Staatsgewalten.

V

SCHLIMM? NEIN, SCHLIMMER

«Barr ist vielleicht der politischste Justizminister aller Zeiten», sagte mir ein erfahrener Staatsrechtler.

Er beschrieb die katastrophalen Auswirkungen von Trumps endlosen Angriffen auf die Justiz und Barrs stillschweigendem Einverständnis. «Ich weiss aus Gesprächen mit Freunden, dass viele Karrierebeamten zwei Dinge besorgniserregend finden, die miteinander zu tun haben. Das eine ist der Eindruck, dass juristische Entscheidungen in beispielloser Weise von der Politik beeinflusst werden.» Das Justizministerium, das die Meinung von Karrierejuristen ignoriert, vertritt inzwischen extreme Positionen.

Das zweite Problem ist Barrs Bereitschaft, die eigenen Leute anzugreifen und ihnen, unisono mit Trump, vorzuwerfen, sie würden sich gegen den Präsidenten verschwören. Selbst in der Provinz ist es mit der Moral nicht zum Besten bestellt. Wie mir ein Staatsanwalt fernab von Washington berichtete, können er und seine Kollegen sich nicht mehr darauf verlassen, von Vorgesetzten vor ungerechtfertigten Vorwürfen oder politischer Einflussnahme geschützt zu werden. Jeder Fall, der auch nur den Hauch eines politischen Risikos aufweist, gilt als unangreifbar.

Die Agenda des Weissen Hauses beeinflusst immer mehr Fälle, besonders solche, in denen es um Einwanderung geht. Und es besteht die konkrete Angst, dass schon bei der leisesten Kritik Rache geübt wird. Staatsanwälte befürchten, Trumps Angriffe auf die Strafverfolgungsbehörden werden einen zersetzenden Einfluss in den Gerichten haben, weil Geschworene kein Vertrauen mehr haben, wenn FBI-Leute oder andere Beamte als Zeugen auftreten. —>

Das führt dazu, dass viele Kollegen des Staatsanwalts eine Kündigung erwägen. «Die Kollegen sagen: Wenn er wiedergewählt wird, kann ich unmöglich weitere vier Jahre aussitzen. Viele befürchteten, es könne schlimm werden. Aber wir hatten keine Ahnung, dass es so schlimm werden würde. Es ist schwer, diesem Sturm zu trotzen.»

Was diesen Staatsanwalt dazu bringt, nicht aufzugeben, ist, dass er sich seiner Aufgabe verpflichtet fühlt, dem Auftrag seiner Behörde. «Und nicht so sehr dem Gedanken, dass man in dieser Regierung etwas bewirken könnte, denn das scheint inzwischen ganz unmöglich zu sein, sondern eher: dass man da ist, wenn die Zeit für den Wiederaufbau kommt.»

Als Trump seinen Wahlkampf begann, wurde vermutet, er wolle sich nur persönlich bereichern. Das Ziel seiner Präsidentschaft seien mehr zahlungskräftige Gäste im Trump International Hotel unweit des Weissen Hauses. Sollten Trumps Steuererklärungen und Finanzunterlagen je veröffentlicht werden, wird sich zeigen, was ihm die Präsidentschaft eingebracht hat.

Doch seine Ambitionen sind seit seiner Wahl gewachsen. Trump hat die Unabhängigkeit des Justizministeriums nicht zerschlagen, um aus seinen Unternehmen mehr Geld herauszuholen. Finanzielles Eigeninteresse sei der Motor seiner Kandidatur gewesen, sagt Fred Wertheimer von Democracy 21. «Aber Macht ist eine Droge. Es ist eine Sucht – die Macht auszuüben, in der Air Force One zu fliegen, in einer Wagenkolonne chauffiert zu werden, Leute, die vor einem strammstehen. Trump glaubt, er ist Amerika.»

Karrierebeamte in Bundesbehörden wägen mögliche Jobs in der freien Wirtschaft gegen ihre Altersversorgung und ihren Dienstest ab. Laut «Washington Post» haben mehr als tausend Wissenschaftler ihre Stellen in der Umweltschutzbehörde (EPA), im Landwirtschaftsministerium und in anderen Behörden gekündigt. Fast achtzig Prozent der Mitarbeiter des National Institute of Food and Agriculture haben aufgegeben. Das Arbeitsministerium hat die Anzahl der Sicherheitsinspektoren deutlich reduziert, die Zahl der Beschäftigten, die bei Arbeitsunfällen zu Tode gekommen sind, ist dra-

matisch gestiegen, und immer weniger Konsumgüter werden wegen Sicherheitsmängeln zurückgerufen.

Erweist es sich als mühsam, Gesetze zu verabschieden und Vorschriften zu ändern, werden Experten einfach entfernt, sodass Grundfunktionen des Staates verkümmern. Wer über gute Beziehungen verfügt, richtet sich in den Trümmern ein, während die Überlebenden den Kopf einziehen, bis der Tag kommt, an dem sie vor der gleichen Wahl stehen wie McCabe und Erica Newland:

Entweder sie erledigen Trumps schmutzige Arbeit, oder sie werden vernichtet.

GEORGE PACKER (59) gehört zu den wichtigsten Publizisten der USA. Er schreibt für die Zeitschrift «The Atlantic».

Für sein Buch «Die Abwicklung» über die Folgen der Finanzkrise gewann er 2013 den National Book Award.
redaktion@dasmagazin.ch

Aus dem Englischen
von MATTHIAS FIENBORK

© 2020 The Atlantic Media Co.

ZU FAUL FÜR EINEN DIKTATOR

Ein Interview mit George Packer, dem Autor des obigen Textes.

Ist Trump erledigt?

Im Moment sieht es so aus. Aber auch 2016 sah es zu diesem Zeitpunkt so aus. Er könnte ein unbezwingbarer Zombie sein. Jedenfalls tut er alles, was er kann, um seine Präsidentschaft zu zerstören. Und mit ihr das Land, das er regiert.

Angenommen, er wird nicht wiedergewählt: Was wird sein Vermächtnis sein?

Schwer zu sagen. Er könnte als Zufallspräsident in die Geschichte eingehen, der das letzte Röcheln des alten, weissen Amerika markiert, das erkannt hat, dass es die Vormachtstellung einbüsst. Er könnte aber auch als der Präsident gesehen werden, der die Zerstörung von Institutionen und einer Kultur vorantrieb, die schon marode und nicht mehr wiederherzustellen waren. Alles hängt davon ab, was nach ihm kommt.
Angenommen, er wird wiedergewählt: Was wird dann sein Vermächtnis sein?

Der schlechteste Präsident in der US-Geschichte. Und der Präsident, den wir verdienen, weil wir ihn zweimal gewählt haben.

Corona, Rassismuskrisis: Angesichts der strukturellen Probleme der USA hätte das Land auch mit einem anderen Präsidenten grosse Probleme gehabt, die Herausforderungen zu meistern. Einverstanden?

Gewiss. Unser soziales Netz, unser Gemeinschaftssinn, die Regierungsstrukturen – alles ist in den letzten Jahrzehnten schwächer geworden. Aber: Ein redlicher und intelligenter Präsident hätte vermieden, dass die USA zum weltweiten Corona-Hotspot werden. Wir könnten dort stehen, wo Frankreich und Deutschland momentan stehen.

In letzter Zeit war öfter die Rede von «diktatorischen Tendenzen», von der «Gefahr eines Coups», gar von «Fa-

schismus»: Wahrer Kern oder überspannte Rhetorik?

Die meisten Formulierungen sind übertrieben. Trump besitzt autoritäre Tendenzen und hat der amerikanischen Demokratie enormen Schaden zugefügt, wie ich in diesem Artikel zu zeigen versuche. Aber anders als die meisten erfolgreichen Diktatoren ist er faul, interesselos, impulsiv und inkompetent. Das war das einzige Glück der Trump-Jahre.

Was braucht es, um die USA wieder ein klein wenig «greater» zu machen?

Das Ende der Präsidentschaft Trump.
Interview: Bruno Ziauddin

BESSER ALS EINE KLIMAANLAGE



Zwei Rezepte für kalte Suppen, die Sie sofort zubereiten sollten, um die grösste Hitze zu überleben. Und eines für eine heisse, um sich auf den Herbst zu freuen.

Eine gute Suppe kann stets das Gegenteil. Im Herbst und Winter, wenn die Kälte uns durchdringt, spendet sie Wärme und Trost. Im Sommer, wenn die Hitze unnachgiebig ist, liefert sie die Abkühlung, nach der wir uns sehnen. Diese Kolumne feiert die Suppe, zweimal kalt, einmal heiss. Alle drei Rezepte stammen vom Ausnahmekoch René Leitgeb, der als Küchenchef im Seehof Goldegg ordiniert, einem meiner ewigen Lieblingsorte.

Beginnen wir damit: **Geeiste Tomatensuppe mit Scampi**. Sie braucht ein bisschen Zeit.

Für 4 grosszügige Portionen brauchen wir: 1,5 kg reife Tomaten, Olivenöl, Salz, 3 EL Rohrzucker, 1 Knoblauchzehe (gehackt), Basilikumblätter, 2 EL Obstessig (z. B. von Aprikosen), 2 EL Verjus, 1 TL Xanthan oder Agar-Agar, 12 Garnelen, Zitrone, Estragon (zum Anrichten).

Die Tomaten vom Strunk befreien und vierteln. Mit Olivenöl, Salz, Rohrzucker, Knoblauch, Basilikumblättern, Essig und Verjus marinieren und am besten über Nacht bei Zimmertemperatur ziehen lassen. Alles im Standmixer fein mixen. Xanthan (ersatzweise Agar-Agar oder Johannisbrotkernmehl) begeben und für 3 Minuten mixen. Durch ein feines Spitzsieb passieren, dann 3 bis 4 Stunden kalt stellen. Währenddessen die Scampi putzen und schälen. Der Länge nach halbieren und über Wasserdampf maximal 15 Sekunden lang dämpfen. Salzen und mit Zitronensaft beträufeln. Die Suppe noch einmal abschmecken und in Teller geben. Scampi dazulegen, mit Estragonblättern garnieren.

Die Suppe ist sommerlich, frisch und höchst elegant. Nichts wird übrig bleiben.

Die zweite Suppe ist ein Klassiker, der gut gelernte Essgewohnheiten auf den Kopf stellt: **Vichyssoise – die kalte Cremesuppe von Lauch, Kartoffeln und Sahne**. Klar, das klingt nach deftig und schwer, wie wir es von normalen Kartoffelsuppen gewohnt sind. Aber Temperatur und Säure machen unseren Empfindungen einen Strich durch die Rechnung.

Wir brauchen für 4 Portionen: 2 Zwiebeln (fein geschnitten), 2 Stangen Lauch (nur das Weisse, fein geschnitten), 1 EL Olivenöl, 1 EL Butter, 500 g mehlig Kartoffeln (geschält), 0,25 l Weisswein, 1,5 l Gemüsefond, 0,25 l Schlagrahm, 0,25 l Sauerrahm oder Crème fraîche, Salz, Cayennepfeffer, Verjus, 1 Limette, Schnittlauch.

Olivenöl und Butter gemeinsam in einer grossen Pfanne erhitzen, bis sie schaumig sind. Zwiebeln und Lauch darin anschwitzen, ohne dass sie Farbe nehmen. Die geschälten und in nussgrosse Stücke geschnittenen Kartoffeln dazugeben und kurz anschwitzen lassen. Mit Weisswein ablöschen, mit dem Gemüsefond auffüllen und zum Kochen bringen, dann sofort Hitze zurückdrehen.

Etwa eine Viertelstunde leicht köcheln lassen, dann den Schlagrahm dazugeben und für weitere 30 Minuten leicht köcheln lassen. Die Suppe anschliessend fein mixen, durch ein Sieb passieren. Abkühlen lassen und für 3 Stunden in den Kühlschrank geben. Die kalte Suppe mit Sauerrahm oder Crème fraîche aufmixen, mit Salz, Pfeffer und Verjus würzen, bis sie einen eleganten, fein säuerlichen Geschmack hat. Die Limette auspressen, den Saft einrühren. Mit Schnittlauchröllchen garnieren. Die Vichyssoise ist von erstaunlicher Konsistenz – und hat einen tiefen, interessanten Geschmack. Vorteil: Man braucht keine Hauptmahlzeit mehr. Nachteil: Eine Flasche Champagner ist die optimale Begleitung.

Die dritte Suppe präsentiert, was der Sommer an Vielfalt bietet, dieses Mal heisst: **Klare Gemüsesuppe mit Pfifferlingen, Polenta und Ei**.

Wir brauchen für 4 Portionen: 150 g kleine Pfifferlinge (geputzt), 1 EL Olivenöl, 1 EL Butter, ½ Zwiebel (fein geschnitten), 1 Knoblauchzehe (fein gehackt), Salz, Pfeffer, Kümmelsamen, 1 Schuss Wermut, 1 l Gemüsefond, 2 Stangen Frühlingzwiebel, 2 EL Polenta, Zesten von ½ Zitrone, Petersilie, 1 Handvoll junge Spinatblätter, 4 Eigelb.

Olivenöl und Butter in einer grossen Pfanne erhitzen. Zwiebel und Knoblauch darin anschwitzen. Pfifferlinge dazugeben und kurz mitbraten. Mit Salz, Pfeffer und Kümmelsamen würzen. Dann mit dem Wermut ablöschen und mit dem Gemüsefond aufgiessen. Aufkochen lassen, nach 5 Minuten die fein geschnittenen Frühlingzwiebeln dazugeben und die Polenta einrieseln lassen. Weitere 5 Minuten auf kleiner Flamme quellen lassen. Mit Zitronenzesten und gehackter Petersilie fertig abschmecken. Kurz vor dem Servieren eine Handvoll junger Spinatblätter in die Suppe geben. In vier vorgewärmte Suppenteller jeweils das Eigelb eines Bio-Eis gleiten lassen und mit der heissen Suppe begiessen.

Und ja, diese Suppe lässt ein wenig darauf hoffen, dass nach dem Sommer der Herbst kommt.

LIEBE DENIKA KASSIM

Sie sind Spitzensportlerin und leben auf den Komoren, einer Inselgruppe bei Madagaskar oben links, und vor allem haben Sie heute Geburtstag: Herzlichen Glückwunsch! Damit sind Sie natürlich nicht alleine; über den Daumen gepeilt schneiden heute gut 21 Millionen Menschen ihre Kuchen an, blasen Kerzen aus, während sie die Augen schliessen und sich 21 Millionen Wünsche wünschen. Am 8. August wurden viele mehr oder weniger berühmte Berühmtheiten geboren, auch wenn manche davon bereits schon wieder verstorben sind, so etwa der britische Postzugräuber Ronnie Biggs oder Piero Drogo (kein Mafiaboss, wie man seines Namens wegen meinen könnte, sondern ein ehemaliger Automobilrennfahrer). Sowieso hat dieser Tag es in sich: Man begeht mit lautem Miauen und Maunzen den offiziellen Weltkatzentag! Im Jahr 1974 kündigte Richard Nixon wegen der Watergate-Affäre seinen Rücktritt an! Und es jährt sich der Überfall auf einen Postzug in Grossbritannien, der als «Great Train Robbery» in die Geschichte einging und an dem der oben erwähnte Ronnie Biggs beteiligt war, der im Jahr 1963 seinen 34. Geburtstag auf diese Art beging, mit seinen Komplizen Millionen erbeutete und sich dann ein halbes Leben lang von einem Scotland-Yard-Polizisten namens Jack Slipper jagen liess. (Das waren noch Namen: Jack Slipper!)

Das ist aber noch nicht alles! Heute vor zwölf Jahren entzündete der ehemalige Spitzenkunstturner Li Ning in Peking das olympische Feuer. Sie, liebe Denika Kassim, waren damals erst elf, aber acht Jahre später sahen Sie die olympische Flamme in echt, als Sie in Rio für Ihr Land an den Start gingen, beim 100-Meter-Lauf der Frauen. Mit Ihrer Zeit von 12,53 Sekunden schieden Sie zwar bereits im Vorlauf aus, aber egal: Sie sind dabei gewesen. Und darum geht es ja bei Olympia.

Auch ich bin dabei, ein jedes Mal. Und zwar nicht nur für Sekunden, sondern stunden-, tage-, wochenlang – wenigstens vor dem Fernseher, bequem auf dem Sofa sitzend, mit gebanntem Blick. Was habe ich mich auf Tokio 2020 gefreut. Wäre alles nach Plan gelaufen, so würden die Olympischen Spiele dieses Wochenende zu Ende gehen. Ich hatte es vor einem Jahr schon fett in der Agenda notiert, all die Termine der verschiedenen Wettkämpfe: Tontaubenschiessen; Tischtennis; Trampolin. Am Morgen hätte ich den Fernseher angestellt, hätte mir alles reingezogen: Gewichtheben; Golf; griechisch-römisches Ringen. Denn ich kann mir kaum etwas Schöneres und Spannenderes vorstellen, als die Olympischen Spiele live im Fernsehen zu verfolgen.

Ausserdem ist dieses sich alle vier Jahre wiederholende Spektakel eine der grossen Konstanten meines Lebens, zurückreichend bis in die Kindheit, an welche ich mich nur in Fetzen und Schwarz-Weiss er-



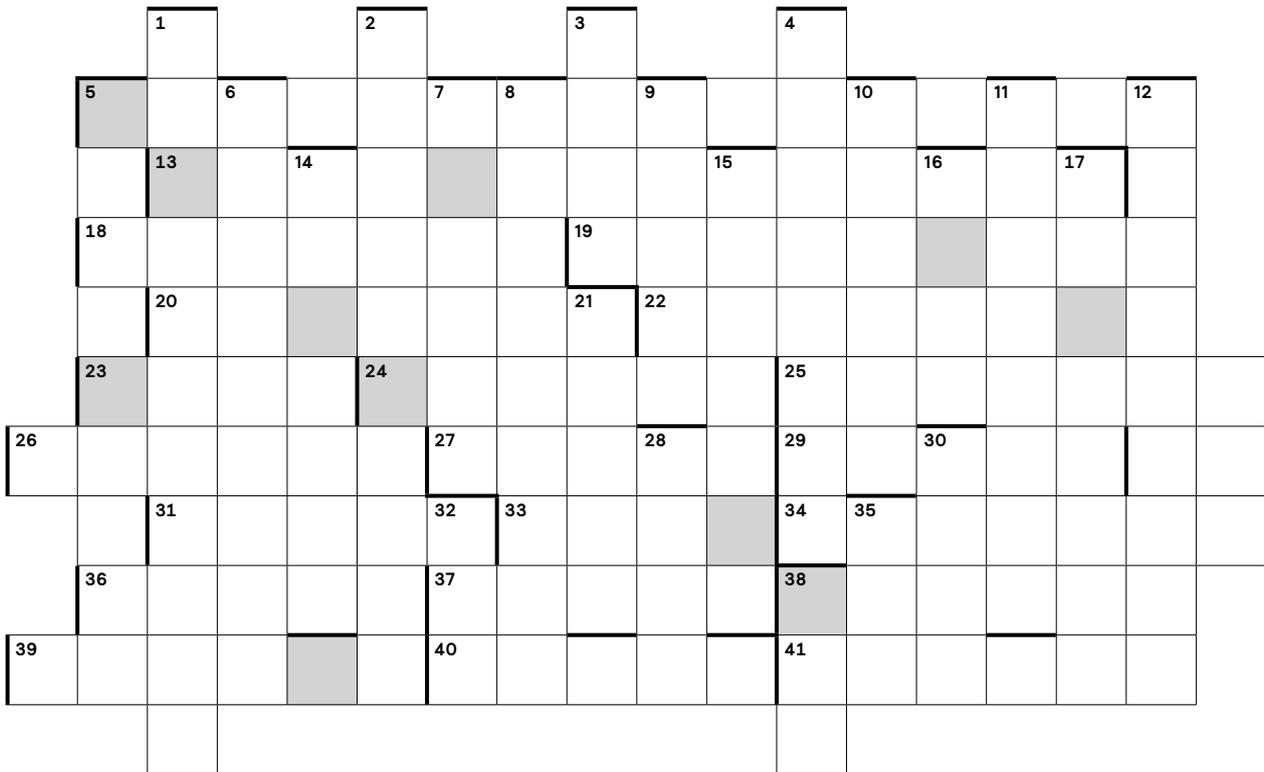
innere (Radfahrer Robert Dill-Bundi gewinnt in Moskau Gold in der Einerverfolgung und küsst gerührt die Bahn). Olympia schnürt das Leben zusammen mit seiner fünffarbigen Schlaufe.

Aber eben: Diesen Sommer gab es kein Taekwondo; kein Tischtennis; keinen Triathlon; kein Synchroschwimmen; kein Skateboard; kein Sportklettern. Also blieb der Fernseher aus; stattdessen ging ich wandern, was selbstverständlich kein Ersatz sein kann. Stundenlanges Wandern ist erwiesenermassen weitaus langweiliger als stundenlanges Fernsehglotzen – vor allem aber auch viel anstrengender.

Es heisst nun einfach, etwas Geduld aufzubringen. Dann werden wir uns nächstes Jahr sehen, liebe Denika Kassim, wenn Sie wieder für die Komoren an den Start gehen. Am 23. Juli soll es in Tokio losgehen. Und raten Sie mal, wann die Schlusszeremonie über die Bühne gehen wird? Genau! Exakt heute in einem Jahr, wenn Sie wieder Geburtstag feiern, am 8. August. Ich werde auf jeden Fall dabei sein! Ich glaub, ich stell den Fernseher besser jetzt schon an.

Max Küng

PS Song zum Thema: «No Problem» von Duke Jordan, etwa in der Version mit Chet Baker an der Trompete, vom gleichnamigen Album des Chet Baker Quartet, 1980. Duke Jordan verstarb am 8. August 2006 im Alter von 84 Jahren.



BEZIEHUNGSWEISE BEZIEHUNGSWEISE DOPPELBETT:
Die Lösung ergibt sich aus den grauen Feldern waagrecht fortlaufend.



WAAGRECHT (J + Y = I): 5 Hilft beim Debattieren – und beim Softeis-konsumieren. 13 Unterstützt, allgegenwärtig, stimmigen dito Bericht. 18 Exaltierte Reaktion eines findigen Löser! 19 Ohne ihn wären alle Tassen nicht im Schrank. 20 Umstritten, ob Irrfahrer sein oder Sisyphos' Spross. 22 Peilt der Senkrechtlander an. 23 Wo Eurotunnel-Passanten auf der Insel landen. 24 Ist für Professor T., was Matthias für Matschke. 25 Defätistischer Monsieur in der Bredouille lässt. 26 Nachhaltiger Verehrer: ein filmreifer Husar. 27 Option, wenn Wandbekleidung verleidet. 29 Mit Roulette, par exemple, beginnender Tag. 31 Hier endete das einst an der Seine beginnende Motorsport-event. 33 Korn – altert mit Leichtgewicht vorn. 34 Führt via Serpentina ins Tessin. 36 Für einen wie Heine ein steter Unkostenposten. 37 Dame, die zweitensfalls Griechenland. 38 Verrückt wäre Chansonnier Charles ein Netter. 39 Halbwegs zum Bade ladende Protest-songikone. 40 Die Skandalnudel unter den britischen Oberschicht-dichtern. 41 Hierzuland wird Wirtschaftsführer so genannt.

SENKRECHT (J + Y = I): 1 Entweder erlesener Ziergegenstände. 2 Ist, wenn eine Petflasche, schlecht fürs Pudelwohl. 3 Gestalt bei Gershwin – etwas gar joviale Anredensart für die Queen. 4 Nahm bei Nachbars kurz auf dem Kurzstuhl Platz. 5 Aus ratzekahl wird, neu sortiert, Kunststoffkies generiert. 6 Resetknopf ist hierfür Requisite. 7 Gemischte Jassutensilien: Olympierelixier. 8 Spannender Betriebs-gemahnt an hiesigen Temposündenfall. 9 Grund, weshalb Claire Z. nach Gällen fährt. 10 In einem Frühstück sind es deren sieben. 11 Rangieren, teilweise fad, zuunterst auf der Bevölkerungsskala. 12 Schwarzwälder Spezialität, verniedlicht, ist ergo schnell verzehrt. 14 Vorgang, wenn Hahn und Henne sich erkennen. 15 Mit Wonnemond eine ziemlich glücklose Tory. 16 Mundpartie ohne Ende ist Wirtschaftsjournalist. 17 Werden, wenn Schöpfer zugange, leer und leerer. 21 Ist, an Doppel gekoppelt, Kabale oder Sport. 28 Enthält Brot in spe und, buchstäblich, Einzelvorträge. 30 Von Übersetzern angestrebte Destination. 32 Tuckert, kurz, übers Landwasserviadukt. 35 Wahlweise Rinderrahmen oder Midge, Band-Aid-Aktivist. 38 Womit ein Ungehobelter aus Grenoble das Kinderzimmer traversierte.

LÖSUNG RÄTSEL N° 27: STEAKHOLDER

WAAGRECHT (J + Y = I): 5 SCHATTENKABINETT. 14 HORRORLITERATUR. 18 KALBEREI. 19 «STRAEHL» (Schweizer Spielfilm). 20 STUDENTIN. 21 TOLLHAUS. 23 SEITEN(-wechsel). 24 DESIGNER. 28 BEEN (plattdt. für Bein/«Ein Männlein steht im Walde»). 29 TINGELN (Tingler [Philipp]). 31 NAURUER. 32 RIESE, Anagramm: Serie. 33 LAIE. 35 OELFASS. 37 PETRA (Gössi). 38 RABBI(t). 39 BRA (kurz für Büstenhalter). 40 ERIS. 41 Emmi in REMMIDEMMI. 42 JUOREN.
SENKRECHT (J + Y = I): 1 SCHAUSEITE. 2 HEREINGABE. 3 MATTO (ital. für verrückt/«Matto regiert»). 4 VIRAL. 5 Sekt in SEKTIERER. 6 HOLDENER, Anagramm: Edelhorn. 7 arbeitsam in ARBEITSAMT. 8 TORTEN. 9 KISTE. 10 BERLINERIN. 11 NAEH(!). 12 (Elizab)ETH. 13 «Bonjour TRISTESSE». 15 RENTIER. 16 LINDE («Am Brunnen vor dem Tore»). 17 ULURU (Besteigung seit 2019 verboten). 22 AERAR. 25 SNOB, Nobs (Claude). 26 GALA (Apfelsorte). 27 Christoph NUFER. 30 LEIM(-en/Geburtsort von Boris Becker). 33 (Bal-)LADE. 34 IBM in Schre-ibm-maschine. 36 SIR Keir Starmer.

Das Rätsel erscheint in jedem zweiten Heft. Die Lösung finden Sie bereits am Montag der Folgewoche auf:

www.dasmagazin.ch/leserbriefe



«Dieses Land bricht auseinander. Als ich klein war, gingen die Leute zur Kirche, mittlerweile glauben immer weniger an Gott, die Demokraten haben ihn aus unserem Leben gedrängt. Aber wir brauchen ihn. Ich glaube, dass der Teufel versuchen wird, die Macht zu übernehmen. Er und Gott befinden sich im Krieg. Und Gott hat Trump gesandt. Es gab sonst niemanden, der sich durchsetzt und für die kleinen Leute kämpft.»

BRENDA CHALETTE (65), Pferdetrainerin, Whitley City, Kentucky